mittendrin

Zeitschrift für Behinderte und Nichtbehinderte, Pflege- und Adoptivfamilien und deren Helfer

www.BbPflegekinder.de

2/2020

35. Jahrgang
5 Euro

[gemalt von: Emma]

H 6588 F
Postvertriebsstück
Bezahlt DP AG

Bundesverband behinderter Pflegekinder e.V.
Kirchstraße 29, 26871 Papenburg

Inhalt

Grußwort 4
Sag mal, warum tust du das? 5
Aufgeben ist keine Option 7
Bericht einer Bauchmama 9
Meine Heldenreise 12
Jessy, Zaubermädchen und Sonnenschein 15
Brief an meine kleine Schwester in den Sternen 18
Mein Leben von klein auf bei Familie Timmermann 20
Geburtstagskinder 22
Kinder, Kinder ... 24
Aus meinem Herzen 25
Vorstandsarbeit ist Überzeugung 26
Mein neuer Alltag 27
Meine Arbeit als Fachberaterin des Zentralen Fachdienstes für Pflegekinder mit chronischen Erkrankungen und Behinderungen (ZFP) 29
Wir sind für Sie/Euch da! Von der Arbeit aus der Geschäftsstelle 32
Geschichte der Geschäftsstellen 33
Autistenrudel 34
Akzeptiert und geliebt 36
Was wäre, wenn ... 38
Bücherecke 39
Formulare 41
Ansprechpartner 42
Berater 43
Pinnwand 44

Impressum

Herausgeber
Bundesverband behinderter Pflegekinder e.V.
Kirchstraße 29
26871 Papenburg
Tel.: 0 49 61 / 66 52 41
E-Mail: info@bbpflegekinder.de
Internet: www.bbpflegekinder.de

Bankverbindung
IBAN DE42 2666 1494 8514 3383 00
Emsländische Volksbank
BIC: GENODEF1MEP

Redaktion
Verantwortlich für diese Ausgabe:
Monika Spitzer

Weitere Redaktionsmitglieder
Richard Müller-Schmitt
Susanne Docter, Jürgen Rogge

Redaktionssekretariat
Rita Leser
Kirchstraße 29, 26871 Papenburg
Tel.: 0 49 61 / 66 52 41
Fax: 0 49 61 / 66 66 21

Druck
MeTeX GmbH
Flachsmeerstraße 34, 26871 Papenburg
Tel.: 0 49 61 / 94 13 60

Webmaster
Gerhard Schindler
webmaster@bbpflegekinder.de

Gewährleistung
Manuskripte an das Redaktionssekretariat. Für unverlangte Manuskripte, Foto-, Film-, Video- und Tonträger keine Haftung. Reportagen und Autorenbeiträge geben nicht immer die Meinung der verantwortlichen Redaktion und des Herausgebers wieder. Für Nichterscheinen durch höhere Gewalt, Streik etc. haften weder Herausgeber und Redaktion noch der Verlag. Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers.

mittendrin erscheint sechsmal jährlich. Bestellungen beim Bundesverband behinderter Pflegekinder e.V.

mittendrin ist hervorgegangen aus den Rundbriefen des Bundesverbandes behinderter Pflegekinder e.V.

Bezugspreis
Jährlich 29 € inkl. Porto und Versand,
Exemplar 5 € plus Porto und Versand.

Kündigungsfrist
4 Wochen zum Quartalsschluss. Für Mitglieder ist mittendrin im Jahresbeitrag enthalten.

Redaktionsschluss
Heft 3/2020 = 1. Juni 2020

Anzeigenschluss
Heft 3/2020 = 1. Juni 2020

ISSN 0934-8190

Aus der Mittendrin-Redaktion

Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Mitglieder,

Corona – Covid-19 ist überall Thema. In den Familien mit chronisch erkrankten Kindern umso mehr.

Jeder sucht für sich eine Lösung in dieser schweren Zeit. Das heißt wieder Veränderung und Problemlösung zum „normalen Alltag“ - den es aber so nicht mehr gibt. Wie unser Alltag in Zukunft aussehen wird, wissen wir noch nicht. Unser Alltag ist geprägt von Überlegungen, ob dies oder jenes noch möglich ist.

Nun kommen die ersten Lockerungen, und wir haben die Hoffnung, dass zumindest ein Stück weit Normalität einkehrt. Das Risiko einer Ansteckung wird bleiben, Hygiene- und Desinfektionsmaßnahmen wurden verstärkt und können nicht vernachlässigt werden.

Nun wird überlegt, wie unsere Kinder in den Kindergarten, Schule oder zur Arbeit gehen können. Was ist zu beachten, wie viele soziale Kontakte lassen wir zu?

Wenn ich unsere Familie sehe und die sozialen Kontakte durch den Pflegedienst, Schule und Kindergarten (Notbetreuung), Therapie- und Arzttermine, Palliativmediziner und Palliativ-Care-Kraft zähle, Einkaufen, Apothekenbesuche usw., dann ist das Risiko einer Ansteckung durch diese Kontakte schon wesentlich höher als in einem „normalen“ Leben ohne einen Hochrisiko-Patienten in der Familie. Wir hoffen, dass in absehbarer Zeit wieder ein entspannteres Leben möglich wird und der Virus behandelbar.

Unsere Familie begleitet zur Zeit ein Kind in die Pflegefamilie, in der es dauerhaft leben kann. Für alle Beteiligten eine große Herausforderung. Vertrauen haben, dass die Beteiligten sensibel genug sind, die Lebenssituation von uns mit einem chronisch kranken Kind ernst zu nehmen und verantwortlich zu handeln: Wir konnten wieder einmal erfahren, dass es das gibt. Keiner ist alleine, und Unterstützung kommt oft unverhofft.

Diese Ausgabe ist mal ganz anders, als Sie es kennen. Wir wünschen Ihnen angenehme Unterhaltung beim Lesen, alles Gute und Gesundheit.

Für das Redaktionsteam

Monika Spitzer

Liebe Mitglieder und Abonnenten, liebe Familien und Wegbegleiter!

[Foto: Markus Gehring]

Diese Ausgabe unserer *mittendrin* ist eine ganz besondere geworden: Während alle Welt vom Homeoffice spricht, haben wir aus unseren jeweiligen „homes“ heraus lauter Geschichten rund um das Leben unserer besonderen Pflegekinder gesammelt – nicht, weil wir jetzt übermäßig viel Zeit gehabt hätten (in unseren Familien ist ja eher das Gegenteil der Fall), sondern weil wir ein Zeichen der Zuversicht in die Welt hinausschicken wollten.

Dabei ist ein Heft entstanden, wie wir es noch nie hatten: eine facettenreiche Sammlung von ebenso bunten wie außergewöhnlichen Beiträgen rund um das Leben von Pflegekindern mit Behinderung.

Pflegeeltern berichten, wie sie solche wurden und was sie antreibt, es zu bleiben. Pflegekinder erzählen, was sie erleben und empfinden. Eine Mutter beschreibt, mit welchen Gefühlen sie ihr Kind in seiner Pflegefamilie begleitet. Und dazu gibt es noch viele Stimmen mehr: von Geschwisterkindern, von Betreuerinnen und Betreuern, von einer Fachberaterin, von einem Begleithund.

Auch aus unserem Verband haben wir verschiedene Beiträge hinzugefügt: Was bewegt jemanden, sich im Vorstand zu engagieren? Was erleben unsere Mitarbeiterinnen in der Geschäftstelle, wie hat sich das Büro im Lauf der Jahre entwickelt? Und auch, warum wir aktuell einen Besuch im Kanzleramt gewonnen haben – wenn dann Besuche mal wieder erlaubt sind –, kann man nachlesen.

Ich hoffe, das Heft macht Ihnen und Euch genauso viel Spaß beim Lesen und Anschauen, wie es uns beim Schreiben und Zusammenstellen gemacht hat. Über Rückmeldungen freuen wir uns immer.

Vor allem aber möchten wir eines: Weiter Zuversicht wünschen! In Zeiten wie diesen, wie sie noch niemand von uns je erlebt hat, sind Unsicherheiten und Ängste allgegenwärtig. Doch diese Gefühle, die uns auch daran erinnern, im Interesse unserer Kinder vorsichtig zu sein, sind nicht alles. Es gibt auch die Lichtblicke, die Sonnenstrahlen und die Regenbögen.

Deshalb: Bleibt und bleiben Sie zuversichtlich!

Ihr/Euer

Gerhard Schindler
Öffentlichkeitsbeauftragter

Sag mal, warum tust du das?

Von Birte Wiebeck

… weil ich glaube, es ist meine Lebensaufgabe geworden, dass lebensverkürzt erkrankte Kinder in einer Familie leben dürfen. Die Vorstellung, dass ein Kind allein in einer Klinik oder einem Heim sterben muss, ist für uns schwer auszuhalten.

Beim ersten Kind mit verkürzter Diagnose hatte ich noch Angst, mich in das Kind zu verlieben und es „zu dicht" an mich heranzulassen. Ich hatte Angst, dass der Schmerz der Trauer so groß sein wird … War er auch! Ich hatte mich natürlich zwischenzeitlich auch in dieses Kind verliebt.

Angefangen hat alles Ende der 90er-Jahre, als mein damaliger Mann und ich uns entschlossen, einem Pflegekind ein Zuhause zu bieten. Da wir beide die Blindenschule besucht hatten, war klar, das Kind sollte doch eine Sehbehinderung oder Blindheit haben – das können wir! Dann begann die Phase der Anerkennung und das Abwarten bis ... im Juli 2001 ein kleiner blinder Junge (92 cm groß, aber schon fast 11 Jahre alt) bei uns einzog ... Eigentlich sollte er nur 14 Tage bleiben, aber wir Pflegeeltern wissen ja

alle, dass es meistens alles anders kommt. Und so blieb Umair bis zu seinem 18. Geburtstag, um dann in eine spezielle Wohneinrichtung umzuziehen – zur Familie gehört er aber weiterhin, hat er doch auch zwischenzeitlich unseren Namen angenommen.

Als Umair sich gut eingelebt hatte, dachten wir über ein zweites Pflegekind nach … Nun waren wir aber – was die Einschränkungen anging – schon sehr viel offener, und so zog im September 2006 Noel im Alter von 15 Monaten bei uns ein. Noel hatte eine schwere Cerebralparese, und recht bald kam auch eine Epilepsie dazu. Umair und Noel waren sehr schnell ein Herz und eine Seele.

Als Umair ausbildungsbedingt mit 18 auszog, wollten wir wieder ein zweites Kind dazu. Es dauerte dann aber zwei Jahre, bis Kiara ihren Weg in unsere Familie fand. Kiara wurde mir von der Rehaklinik übergeben mit den Worten: „30 Prozent werden keine 6 Jahre alt – sie wird aufgrund der schweren Hirnschädigung nicht erwachsen werden." Das mussten wir erst einmal verkraften. Und wenn etwas zu meinen Stärken gehört, dann ist es Organisieren oder Hilfeholen – und so wandte mich ich ziemlich schnell an den ambulanten Kinderhospizdienst und bat um Unterstützung. Die erhielt ich auch in sehr guter Beratung, und bald fand dann auch die passende ehrenamtliche Hospizbegleiterin ihren Weg in unsere Familie.

Etwa ein Jahr später änderte sich dann alles: Nicht Kiara war das Palliativkind – nein, es war plötzlich Noel. Noels Epilepsie hatte sich so stark verändert, dass sein Zustand sich zusehends verschlechterte. Medikamente zeigten keine Wirkungen mehr, und die Anzahl der Anfälle wurde immer mehr. Zusehends veränderte sich sein Wesen. Immer häufiger brauchte er auch

Sauerstoff über sehr lange Zeit.

Und dann kamen Fragen … Darf ich als Pflegemutter ein Kind beerdigen? … Wie ist es mit den leiblichen Eltern? … Muss ich mich irgendwie absichern (geredet wird manchmal viel)? In Gesprächen mit „alten Hasen" aus dem BbP und speziellen Fortbildungen zu dem Thema wurde ich sicher und regelte alles schon rechtzeitig. Wir wollten doch die uns verbleibende Zeit nutzen und es uns schön machen.

So fragten wir die Wunschorganisation „Make-A-Wish" nach einem Ausflug für Nöli ins Disneyland Paris, und dieser Wunsch wurde uns auch erfüllt. So fuhren wir für drei Tage nach Paris und mussten erleben, welch positiven Einfluss dieser

Aufenthalt hatte. Noel war wieder wacher und aufmerksamer, Kiara lächelte in ihrem Karussell (It's A Small World). Es war so toll, die Kinder so entspannt zu sehen. Auch die uns begleitende Krankenschwester war überrascht. Umair war auch dabei und hatte eine tolle gemeinsame Zeit mit seinem Nöli.

Kiara hatte zwischenzeitlich einen neuen Papa mit nach Hause gebracht. Nachdem mein Mann nun schon fast zwei Jahre nicht mehr bei uns wohnte, meinte sie wohl, es wird mal Zeit für etwas Neues. Und so zog dann ihr „Kindergartenfahrer" ein, den wir aber schon fast zehn Jahre als Fahrer des Behindertenfahrdienstes kannten. Für mich war es eine tolle Erfahrung, dass sich jemand auf unsere ganz besondere Lebenssituation einließ.

Und dann ging Noel ganz langsam auf seine letzte Reise über die Regenbogenbrücke. Wir waren für ihn da, kuschelten viel, und selbst am letzten Morgen genoss er noch zusammen mit Umair ein gemeinsames Bad im Whirlpool. Er öffnete noch einmal seine Augen und lächelte „Nie Ohne Ein Lächeln (NOEL)" bis zuletzt.

Nach einigen Wochen der Trauer war klar, wir machen weiter! Für unser Jugendamt und auch den Freien Träger, der uns betreut, war klar: Es kann eigentlich nur ein Kind mit lebensverkürzter Erkrankung bei uns leben – weil: Das können wir! Ja, das können wir, mit Hilfe eines tollen Teams. Wir haben seit Jahren tolle Therapeuten, tolle Kinderärzte, ein sympathisches SAPPV-Team und eine einfühlsame Trauerbegleiterin an unserer Seite! Schwierig war es zwischenzeitlich leider immer wieder mit den uns begleitenden Kinderintensivpflegediensten. Abgesehen davon, dass wir dadurch kaum Privatleben haben, sind manche MitarbeiterInnen durchaus grenzüberschreitend und wenig rücksichtsvoll mit unseren Kindern und uns. Und wenn dann auch sehr häufig Dienste ausfallen oder gar nicht erst besetzt werden, dann ist das schon sehr hart. Tag- und Nachtdienst durcharbeiten, weil ja beide Kinder am Monitor sind und häufig auch nachts Hilfe brauchen, dann morgens den Schlaf nicht nachholen können, geht irgendwann an die Substanz – und dann kommt wieder ein Kinderlächeln ...

Knapp zwei Jahre nach Noels Tod zog wieder ein kleiner Junge mit schwerster Hirnfehlbildung bei uns ein. Kiara verstarb dann im Alter von 8 Jahren an ihrer nicht behandelbaren Epilepsie – eine Folge ihrer schweren Hirnschädigung.

Schon kurze Zeit danach kam ein kleines Mädchen mit gleicher Diagnose wie Kiara. Und weil die Not nach so speziellen Familien wie uns so groß ist, ließen wir uns zu einem dritten Kind überreden – und nun wohnen gerade drei Zwerge bei uns.

Der dritte Zwerg (wir nennen ihn mal Troll) kam nach drei Jahren in einer Pflegeeinrichtung zu uns, leider in einem sehr schlechten Zustand. Man hatte dort nicht erkannt, dass er eine Nierenbeckenentzündung hatte und daraus folgend Nierensteine behielt. Diese machen ihm leider nun immer wieder sehr schlimme Schmerzzustände. Außerdem hat er derart schlimme Kontrakturen an Armen und Beinen, wie man es sonst nur bei Erwachsenen sieht. Aber nun soll er es gut haben! Er bekommt schnell Schmerzmittel, dank des SAPPV-Teams sind wir hier sehr gut beraten.

Wir planen regelmäßig Aufenthalte im Kinderhospiz, sog. Entlastungsaufenthalte. Hier können wir in guter pflegerischer Versorgung alle zusammen entspannen. Mein Partner und ich können mal ganz in Ruhe einkaufen oder einfach spazieren gehen, weil wir wissen, die Kinder werden hervorragend betreut. Es gibt Ansprechpartner für unsere Sorgen und Nöte, und wir brauchen einfach auch mal nicht selbst zu kochen. Aber natürlich fahren wir auch mit den Kindern ins Disneyland – auch die drei genießen es dort sehr. Der Troll hat dort das erste Mal gelächelt! Schon dafür lohnt sich die lange Anreise und der Aufwand.

Der Aufwand für Ausflüge und Urlaub ist groß – aber es lohnt sich. Einmal jährlich versuchen wir, eine Kreuzfahrt zu machen. Das erfordert schon viel Organisation: genug behindertengerechte Kabinen, Kabinen für das mitreisende Pflegepersonal in der Nähe. Pflegepersonal, das bereit ist, diese Woche mit uns gemeinsam zu erleben.

Da ja eine Anreise mit dem Flugzeug bei unseren Kindern nicht geht, fahren wir immer aus deutschen Häfen, und es klappt bislang immer alles super! Die Kinder genießen die Zeit auf dem Schiff. Sie spüren die unterschwellige Vibration der Schiffsmotoren und genießen die gute Seeluft an Deck. Kiara brauchte nach ihrer ersten Schiffsreise über Wochen nachts keinen Sauerstoff, so gut war die Seeluft für sie.

Und warum mache ich das: weil ich den Kindern eine schöne Zeit geben will!

Fotos: Birte Wiebeck

Aufgeben ist keine Option

Von Waltraud Timmermann

Hallo ihr Lieben, ich bin es, die Marie, und ich verrate euch, dass ich bald 12 Jahre alt werde. Wie gesagt, eigentlich heiße ich Marie, aber ich werde auch Mariechen, Süße, kleiner Feger und Wildfang genannt. Mamas Freundin sagt immer, ich bin ihr kleiner Freak. Ich kann mit alledem gut leben und finde es ganz witzig. Aber ich finde, eine Bezeichnung fehlt noch. Denn ich bin ein „großes" Stehaufmännchen.

Wieso? Tja, manchmal, da geht's mir richtig schlecht, und ich kämpfe dann mit den Ärzten und meinen Eltern darum, dass es besser wird. Aber ist die Krise geschafft, lege ich einfach den Schalter um und mache da weiter, wo ich vorher aufgehört habe. Rückschritte sind doch doof und überhaupt nicht mein Ding. Seht ihr, auch wenn ich mal „am Boden liege", stehe ich danach wieder auf und mach weiter, als wäre nichts gewesen.

Warum ich manchmal „am Boden liege" und warum das dann so schlimm ist, davon erzählt euch meine Mama gleich noch einiges. Damit beschäftige ich mich nicht so gerne. Ich schaue lieber nach vorne und denke mir neuen Quatsch aus. Macht's gut und hoffentlich bis bald.

Und ich bin die Mama dieses tollen Mädchens. Ich liebe sie so sehr und genieße die kurzen Kuschelrunden mit ihr. Marie ist nämlich überhaupt keine Kuschelmaus, sondern erkundet lieber ihre Umwelt und denkt sich aus, wie sie ihre Mitmenschen veräppeln kann, oder sitzt an ihrem Laptop. Es sei denn, sie ist krank. Dann benötigt sie Körperkontakt und ganz viel Zuneigung und Zuspruch.

Warum hat sie diese „schlimmen Zeiten"? Mariechen ist ein Kind mit lebensverkürzenden Erkrankungen. Sie hat einen Hydrozephalus, massive Hirnfehlbildungen, eine therapieresistente Epilepsie, benötigt nachts eine Maskenbeatmung und noch vieles mehr. Ihr Diagnosezettel geht über eine ganz DIN-A4-Seite. Als wir sie im Alter von vier Wochen kennenlernten, berief man eine Ethikkommission ein, um zu besprechen, ob sie überhaupt am Hydrozephalus operiert werden oder ob sie daran versterben sollte, da man ihr mit ihren massiven Hirnfehlbildungen keine großen Überlebenschancen einräumte. Glücklicherweise entschied man sich dann doch für eine Operation. Wir begleiteten Marie zwei Monate lang bei den Operationen, und sie konnte dann, als sie drei Monate alt war, direkt aus dem Krankenhaus zu uns kommen.

Nun wird sie bald 12 Jahre alt. Damit hätte nie jemand gerechnet, und sie kann Dinge, die aus medizinischer Sicht als

unmöglich galten. Aber das Allerschönste ist: Sie ist ein Sonnenschein, und wenn Lebensfreude einen Namen haben sollte, hieße sie sicherlich Marie.

Und dennoch haben wir in diesen Jahren viele schwere Situationen erlebt. Wir haben mit ihr gekämpft, sie einige Male reanimiert, und ich habe ihr einige Male gesagt, dass sie gehen darf, wenn sie nicht mehr kann. Ich erinnere mich noch gut an den Tag, als nach einer Reanimation der Notarzt kam, ich Marie aber glücklicherweise wieder stabilisiert hatte und dieser Notarzt mich fragte, warum ich das gemacht hätte und ob ich nicht wüsste, was für ein Kind das wäre.

Ich muss den Ärzten zugutehalten, sie kennen Marie oft nur aus Arztberichten und Diagnosezetteln und nicht in ihren guten Zeiten. Sie können sich halt nicht vorstellen, dass dies möglich ist. Also haben wir mit den betreuenden Ärzten eine Patientenverfügung geschrieben, aus der deutlich hervorgeht, dass in einem Krisenfall erst mal alles gemacht wird und wir bei intensivmedizinischer Behandlung neu überdenken.

Aber es ist für mich manches Mal sehr schwierig, mit dieser Ambivalenz umzugehen. Auf der einen Seite dieses lebensfrohe Kind, auf der anderen Seite die sehr heftigen Krisen. Ich weiß, dass jeder Infekt eine lebensbedrohende Situation auslösen kann, und dennoch geht Marie in die Schule, wo es ja häufig nur so von Bakterien und Viren wimmelt.

Und jetzt in der Coronakrise: Wie gehe ich mit der Angst um, dass sie es bekommen könnte? Das wäre schon heftig. Natürlich geht sie nicht zur Schule, aber, die Regeln einhaltend, doch nach draußen spazieren. Der Papa geht arbeiten, und die Menschen vom Pflegedienst kommen. Das sind alles nur bedingt kalkulierbare Risiken. Aber ohne geht's halt auch nicht. 24-Stunden-Dienste mit drei beeinträchtigten Kindern sind alleine nicht zu stemmen.

Aber da ist Marie mein großer Lehrmeister: nach vorne schauen, das Leben genießen und sich von den Sorgen nicht zurückwerfen lassen. Und wenn die Ängste doch mal kommen, weiß ich, dass ich meine beiden Freundinnen zu jeder Tages- oder Nachtzeit anrufen könnte. Danke Conny, danke Kerstin. Es ist so schön, dass ihr mich ohne viele Worte versteht und für mich da seid.

Aufgeben ist keine Option! Solange mein Mariechen ihre Lebensfreude ausstrahlt, werden wir weiterhin alles für sie tun und mit ihr kämpfen. Wenn sie dann eines Tages nicht mehr kann und gehen wird, dann werde ich sicherlich sehr, sehr traurig sein. Aber ich werde die vielen, vielen schönen Momente mit ihr niemals vergessen. Ich sammle sie wie Sonnenstrahlen und hole sie heraus, wenn es dunkel ist. Und diese Strahlen schaffen es, dass ich wieder nach vorne schauen und weitergehen kann. Das erlebe ich in Krisen, und das hilft mir, nicht aufzugeben.

Fotos: Waltraud Timmermann

Kindermund

Aurel trinkt aus einer Colaflasche. Beim Absetzen hört man ein zischendes Geräusch. Aurel: „Hast´ gehört? Das war ein Kuss." (4 Jahre)

Beim näheren Blick in die Suppe: „Mama, warum schwimmt Fett?" „Weil Fett leichter ist als Wasser." Aurel: „Ich glaube, ich muss mal mehr essen, damit ich besser über Wasser bleiben kann! Dann, nach einer Weile ... „Mama, warum bist du schwer und fett?" (8 Jahre)

Lynn Zimmermann

Unser Hund hat ein paar Flecken erbrochen. Leonie: „Der hat Kuhfladen gespuckt."

Im Zoo verspreche ich Maria, ein **An**denken zu kaufen. Beim ersten Kiosk: „Ich möchte als **Nach**denken ein Kuscheltier." Ich erkläre Maria, was ein Andenken ist. Beim nächsten Kiosk: „Ich suche ein Tier aus zum Denken. - Mit der Giraffe kann ich denken."

Andrea Heß

Beim Frühstück: „Rebekka denkt intensiv nach und meint dann plötzlich ganz erschrocken, „Und was ist, wenn die Leonie englisch ist? Wenn sie von einer englischen Mama und einem englischen Papa ist? Und wenn sie dann größer wird, dann verstehen wir sie nicht?" (Mai 2010)

Moritz sieht Mama zum ersten Mal in kurzen Hosen. Er will wissen: „Mama, warum hast du SOLCHE Beine?" Mama antwortet leicht irritiert: „Vielleicht, damit ich laufen kann?" Darauf Moritz: „Aber SOLCHE Beine haben eigentlich nur Hähne ..." (Juli 2010)

Martina Kampe

Bericht einer Bauchmama

Von Sarah

Mein Name ist Sarah, ich bin 23 Jahre jung und Mutter von drei Söhnen. Drei Kinder, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten, alle wunderbar und besonders auf ihre eigene Art. Doch besonders und vor allem besonders wunderbar ist der Mittlere – Jonathan, die Wundertüte, der Frosch, das Heldenkind. Er hat viele Namen.

Jonathan ist mein zweitgeborener Sohn, der reif und gesund im Oktober 2017 geboren wurde. Gesund zumindest für einen Wimpernschlag seines Lebens, denn das sollte sich überraschend und schlagartig noch im Krankenhaus ändern. Als ich nichtsahnend aus dem Badezimmer kam, blickte ich in sein kleines Gesicht und ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte. Er sah anders aus. Warum? Ich kann es nicht genau sagen, vielleicht Intuition ... vielleicht seine langsam weichende Gesichtsfarbe, denn Jonathan atmete nicht mehr. Ich nahm ihn aus seinem Babybett und merkte, dass jegliche Körperspannung fehlte. Ohne nachzudenken lief ich mit ihm auf dem Arm aus meinem Zimmer auf den Flur Richtung Schwesternzimmer und rief um Hilfe. „Er atmet nicht mehr, er atmet nicht mehr!", schrie ich immer und immer wieder. Eine der Schwestern nahm ihn mir ab und lief sofort über den Flur hoch auf die Neonatologie, die andere Schwester versuchte mich zu beruhigen.

Und dann kam das Warten. Minute um Minute und Stunde um Stunde vergingen. Ungewissheit, Angst und Leere machten sich breit. Nach ungefähr vier oder fünf langen quälenden Stunden kam dann ein Arzt von der Neonatologie. Er erklärte mir, dass sie Jonathan wiederbeleben konnten. Dies habe aber so lange gedauert, dass der Sauerstoffmangel wohl definitiv nicht spurlos an ihm vorbeigegangen sein kann. Er sei in einer künstlich herbeigeführten Kühlung, einer sogenannten Hypothermie, um die Schäden durch den Sauerstoffmangel so gering wie möglich zu halten. Prognosen gebe es noch keine. Da müsse man abwarten, testen, sehen, was die Zeit bringt. Ich verstand von alledem nicht viel, nur, dass mein Baby lebt.

Prognosen gab es dann viele, jedes Mal eine neue, jedes Mal unter Vorbehalt. Nachdem nach drei Tagen die Hypothermie beendet wurde, Gehirnstrommessungen und andere Tests durchgeführt wurden, war schnell klar: Jonathan ist durch den Sauerstoffmangel beeinträchtigt. Er trägt eine schwere mehrfache Behinderung davon. Er wird nie selbstständig Nahrung aufnehmen können. Seine Lebenserwartung – unklar, der medizinische Aufwand – hoch.

Nun tauchten Fragen auf. Fragen über Fragen vermischten sich abermals mit Ängsten und Unsicherheiten. Schuldgefühle, Wut und Zweifel machten sich breit. Aber allem voran die Frage: Wie geht es nun weiter?

Es folgten Gespräche mit den Ärzten, mit Mitarbeitern des Jugend- und Sozialamtes, um eine Lösung zu finden. Denn mir wurde nach und nach eines immer bewusster: Ich bin Jonathans Mutter, aber ich fühle mich nicht dazu in der Lage, seinen Bedürfnissen gerecht zu werden. Und da ist auch noch sein großer Bruder, gerade einmal anderthalb, der auch seine Mutter braucht. Ich war überfordert und wusste, ich kann das nicht, aber ich möchte eine Familie für meinen Sohn. Ich möchte nicht, dass er in einem Heim aufwächst. In Gesprächen mit der zuständigen Mitarbeiterin vom Jugendamt, die für Vermittlungen bzw. Aufklärungen, was Pflegefamilien bzw. Adoption bedeuten, zuständig ist, kristallisiert sich schnell heraus, dass für mich nur eine Pflegefamilie infrage kommt. Doch mir wird im selben Moment ausdrücklich klargemacht, dass es schwierig sein wird, jemanden zu finden, der einen schwerbehinderten Säugling aufnimmt, dessen Lebensweg in den Sternen steht. Es sei selbst mit gesunden Kindern manchmal nicht einfach. Dennoch gab es immer einen kleinen Funken Hoffnung in mir, denn es war mein sehnlichster Wunsch, meinem Sohn die bestmögliche Versorgung zu gewährleisten. Das hieß für mich, dass er nicht nur dementsprechend medizinisch versorgt werden soll, sondern auch, dass er Liebe und Geborgenheit erfährt.

In der ganzen Zeit funktioniere ich mehr, als dass ich lebe. Aber der Alltag muss irgendwie weitergehen, vor allem für Jonathans großen Bruder, der von alledem gar nichts mitbekommen hatte und es mit anderthalb schlichtweg nicht

verstehen konnte. Es war schätzungsweise vier Wochen nach Jonathans Geburt, ich machte mich wie jeden Tag auf den Weg, um seinen großen Bruder vom Kindergarten abzuholen. Kurz nachdem ich aus dem Haus ging, warf ich einen Blick auf mein Handy und sah, dass ich einen verpassten Anruf vom Jugendamt hatte. Ich rief zurück und traute meinen Ohren nicht. Die Dame am anderen Ende der Leitung erzählte mir, dass sich eine Pflegemutter gemeldet hatte, die Jonathan bei sich aufnehmen möchte. Sie las mir ihre Daten vor: 42 Jahre, wohnhaft in Niedersachsen, seit 17 Jahren Pflegemutter. In diesem Moment realisierte ich (noch) nicht, was für eine großartige Nachricht mich da gerade erreicht hatte. Ich rief meine Mutter an und erzählte ihr davon. Sie brach am Telefon in Tränen aus. Nun machte es bei mir klick, und auch aus mir brach es nun heraus, und viel Anspannung fiel von mir ab. Die Gefühle waren jedoch gemischt, einerseits totale Erleichterung, andererseits neue Zweifel.

Ist das wirklich die richtige Entscheidung? Kann ich mein Kind einfach in die Hände einer mir fremden Frau geben? Darf ich meinen Sohn dann noch sehen? Erfahre ich, wie es ihm geht? Wird er es dort gut haben? Wann werde ich ihn wiedersehen? Doch für mich stand fest: Nichts kann eine Familie ersetzen, und eine Heimunterbringung kommt für mich absolut nicht infrage.

Jonathan wurde aus der Klinik seiner Geburtsstadt in Rostock ins über 60 km entfernte Wismar in eine Klinik verbracht. In Rostock seien die Kapazitäten aufgebraucht, und man könne den Aufwand nicht mehr stemmen, sich um Jonathan zu kümmern.

Es vergeht noch einmal viel Zeit, bis Jonathan wirklich zu seiner Pflegefamilie darf. In der Zwischenzeit habe ich Bilder von seiner zukünftigen Pflegemutter Kerstin gesehen. Ich habe im Internet recherchiert, und sie schickte mir einen Gruß per Mail.

Kurz bevor Jonathan endlich zu den Helden ziehen durfte, ließ ich mich von einer guten Freundin nach Wismar fahren, um mich von ihm zu verabschieden. Denn wer weiß schon, wann sich mir erneut die Möglichkeit eröffnet, ihn wiederzusehen? Ich wusste es nicht. Vorfreude vermischte sich abermals mit Angst. In der Klinik angekommen, mussten wir erst einmal die richtige Station finden. Dort erklärte ich, dass ich Jonathans leibliche Mutter bin und ihn sehen möchte. Die Schwester schien zunächst verwirrt und telefonierte mit der diensthabenden Ärztin, die sich zu diesem Augenblick im Kreißsaal befand. Danach wurden wir durchgewunken.

Mein kleines Baby schlief ganz friedlich in seinem Bettchen. Sein Zimmer war kindgerecht und mit Liebe unter den gegebenen Möglichkeiten von den Schwestern hergerichtet worden. Als die Schwester, welche sichtlich erstaunt über meinen Besuch war, dazu kam, fragte sie, ob ich denn wisse, dass morgen eine Pflegemutter kommt und Jonathan mit nach Hause nehmen wird. Ich bejahte dies selbstverständlich. Schweigen. Ich traute mich nicht, Jonathan auf den Arm zu nehmen, geschweige denn, ihn irgendwie zu berühren, denn es war ein Abschied auf unbestimmte Zeit. Ein Abschied ins Ungewisse. Ich bat um fünf Minuten mit meinem Sohn allein. Meine Freundin verließ das Zimmer.

Mir war schlecht vom ganzen Gefühlschaos und ich wusste, dass es nun an der Zeit ist, sich zu verabschieden, denn in mir kribbelte es. Ich konnte nicht mehr gänzlich klar denken und hatte Angst vor einer unbedachten Reaktion meinerseits, wenn ich noch länger bleiben würde, und so richtete ich ein paar letzte Worte an mein friedlich schlafendes Baby, die sich in mein Gedächtnis gebrannt haben: „Mama hat dich lieb, weißt du, Jonathan? Mama liebt dich, und deswegen muss Mama loslassen. Das fällt mir nicht leicht, aber ich muss das tun. Ich weiß, dass es das Beste für dich ist [Ich wusste es zu diesem Zeitpunkt nicht, aber ich hoffte es inständig!]. Mein Baby, bitte mach keinen Quatsch, du hast es bis hierher geschafft, du bist stark, bitte bitte. Mama kommt dich besuchen, und bis dahin, halte bitte durch! Es tut mir leid, es tut mir so wahnsinnig leid. Auf Wiedersehen, Jonathan."

Ich bedankte mich unter Tränen bei der Schwester, die am Tresen stand, dass sie sich alle um meinen Sohn gekümmert haben, weil ich es nicht konnte. Sie erwiderte, dass es selbstverständlich sei, sie sich alle in Jonathan verliebt haben und es ihnen schwerfallen wird, ihn am nächsten Tag gehen zu lassen.

Mittlerweile lebt Jonathan seit über zwei Jahren bei Kerstin Held. Dort hat er drei Geschwister, allesamt besondere Kinder, denen Kerstin ein Zuhause gibt und noch so vieles mehr.

Ich erinnere mich an meinen ersten Besuch, ein halbes Jahr lebte Jonathan nun schon bei den Helden, als wäre es gestern gewesen. Uns trennen ca. 330 km, und so stand mir eine knapp fünfstündige Zugfahrt bevor. Einmal von der Ostsee an die Nordsee.

Totales Gefühlschaos. Trotz regelmäßigem Austausch per Mail und Telefon ist es eine Reise ins Ungewisse. Große Vorfreude vermischte sich mit Unsicherheit. Am Bahnhof angekommen, holte mich eine der Pflegekräfte ab. Erster Smalltalk, der noch ziemlich gezwungen wirkte. Am Zielort angekommen, checkte ich in mein Hotel ein. Es war ein heißer Julitag, und wir hatten uns darauf geeinigt, dass ich am Nachmittag vorbeikommen würde. So verweilte ich über die Mittagszeit auf meinem Zimmer, keine hundert Meter von Jonathans neuem Zuhause entfernt.

Nun war es soweit, und ich musste all meinen Mut zusammennehmen und an der Tür klopfen. Kerstin öffnete die Tür und bat mich freundlich und ganz selbstverständlich hinein, als wäre ich ein bekannter Gast. Aber uns verbindet ja

auch etwas Besonderes – ein Kind und die Liebe zu ihm. So setzten wir uns zusammen an den Tisch und unterhielten uns eine Weile. Kerstin versuchte zu jeder Zeit, mir meinen Besuch so angenehm wie möglich zu gestalten, bot mir immer an, mir meine Zeit zu nehmen, die ich brauchte, und genau das war das Beste, was sie für mich tun konnte.

Denn gerade in der Anfangssituation, in der der Schmerz über den Verlust des eigenen Kindes am größten ist und das Eingeständnis, nicht in der Lage dazu zu sein, sich um sein eigen Fleisch und Blut kümmern zu können, am schwersten wiegt und sich in große Scham darüber verwandelt, als Mutter gescheitert zu sein, war es für mich das größte Geschenk, auf eine verständnisvolle Pflegemutter und ebenso verständnisvolle Pflegekräfte zu treffen, die mich aufgefangen haben und mich in der schwersten Entscheidung meines Lebens bestärkten.

Ebenfalls war es eine pure Wohltat zu sehen, wie mein Sohn dort geliebt wird, bedingungslos – von seinen Geschwistern, den Fachkräften und seiner „Herzmama". Nun hat mein Sohn also zwei Mamas, und das ist das Beste was ihm und uns hätte passieren können ...

Kerstin war und ist zu jeder Zeit einfach echt und nimmt kein Blatt vor den Mund. Wo in einem Moment ein Witz gemacht wird, wird im nächsten Moment vorausschauend über ernsthafte und wichtige Themen gesprochen. Ich wurde in Ausflüge miteingebunden und durfte in den ganz „normalen" Heldenalltag tauchen. Deshalb fühlte ich mich, nach der Zeit des Ankommens, auch wirklich wohl.

Die Zeit verging wie im Flug, und nach ein paar Tagen war mein Besuch zu Ende, ein erneuter Abschied. Abermals ein Abschied mit gemischten Gefühlen. Ich konnte mich davon überzeugen, dass meine Entscheidung, Jonathan in Kerstins Hände zu geben, die richtige Entscheidung gewesen ist. Doch schon wieder stand die Frage im Raum, wann und ob ich Jonathan ein nächstes Mal sehen werde?! Ich hatte kein schlechtes Gefühl, Jonathan dort zu lassen, denn die Helden sind nun seine Familie, sein sicherer Hafen. Aber nicht zu wissen, ob ich meinen Sohn jemals lebend wiedersehen werde, das ist jedes Mal aufs Neue ein Härtetest, auch nach den weiteren Besuchen die folgten.

Ebenfalls sehr am Herzen lag mir, dass Jonathans Geschwister, die bei mir aufwachsen, ihren Bruder kennenlernen. Dies war ein Herzenswunsch für mich, den ich mir erfüllen durfte. Kerstin hat mir von Anfang an klargemacht, dass ich meinen Sohn so oft und wann immer ich möchte besuchen darf, und hält ihre Tür auch für meine Familie offen, was nicht selbstverständlich ist.

Alles ist eine ständige Achterbahnfahrt. Zwischen dem Wissen, dass wir mit Kerstin als Pflegemama einen Sechser im Lotto geschossen haben, und der leisen Stimme der Unsicherheit, die augenscheinlich nie ihren Mund halten wird. Die sich immer mal wieder meldet und einem flüstert, dass man als Mama ungenügend ist, die fragt, ob man nicht doch etwas hätte (anders) machen können usw. Sie ist mal leiser und mal lauter, manchmal eine Weile gar nicht zu hören. Die Frage, um die sich im Endeffekt alles dreht, ist: Habe ich mit meiner Entscheidung wirklich das Bestmögliche für mein Kind getan? Ich schätze, diese Fragen werden immer bleiben. Dennoch habe ich akzeptiert, wie es ist, und ich glaube, genau das ist einer der wichtigsten Aspekte. Dabei geht es nicht nur darum, dass ich die Situation annehme, sondern auch um die Akzeptanz der anderen Seite. Ich bin und werde immer Jonathans Herkunft bleiben und mich trotz dessen, das Jonathan nicht bei mir ist, an Entscheidungen beteiligen. Ich bin sehr dankbar, dass ich bei Kerstin immer und zu jeder Zeit auf derartige Akzeptanz getroffen bin und ich mich dank dieser Sicherheit schnell in meine „neue Rolle" als Bauchmama einfinden konnte.

Es war und ist immer ein Zusammenspiel aller Beteiligten. Auch andere Faktoren wie die Distanz, die uns trennt, und die daraus folgende Kommunikation, die so ausschließlich über Telefon und E-Mail erfolgen kann, spielen eine große Rolle. Nicht immer war dies einfach, und so einige Male fehlte es an Verständigung und der Weitergabe wichtiger Informationen durch Institutionen wie Jugend- oder Sozialamt.

Letzten Endes hing es immer an Kerstin und mir. Und ich bin dankbar, dass Kerstin stets ein offenes Ohr für meine Fragen hat und mir von Anfang an auf Augenhöhe begegnet ist, auch wenn uns 21 Jahre trennen.

Kerstin und mich verbindet ein Kind und die Liebe zu ihm, welche wir beide für ihn empfinden. Ein Kind, zwei Mamas – eine „Bauchmama" und eine „Herzmama". Jonathan, hebräisch, „Jahwe hat gegeben" – somit „Geschenk Gottes". Jonathan ist ein Geschenk, für uns beide, für alle Beteiligten, die ihn kennen und lieben lernen.

Fotos: Kerstin Held

Meine Heldenreise

Von Andreas Albers

Man nennt mich Andy. Ich bin heute 30 Jahre alt, auch wenn ich mich nicht als erwachsen bezeichnen würde. Seit nun fast 12 Jahren bin ich Gesundheits- und Krankenpfleger, und bin das nur geworden, weil ich mich in der Schule zu spät um ein Praktikum bemüht hatte und dann nichts anderes mehr bekommen habe. Da bin ich dann hängengeblieben. Ein Glück! Ich würde sagen, dass Schulfaulheit manchmal auch ganz gut sein kann.

Zunächst bin ich ganze sechs Jahre in einer Klinik „versackt". In der Anästhesie reden die Patienten nicht wirklich viel mit einem, und wenn, dann ist es sehr oft lustiges Zeug unter dem Einfluss von Narkotika.

Weil mir das zu stressig wurde und ich neue Wege gehen wollte, bin ich dann aus dem OP-Saal in die ambulante Intensivpflege gewechselt. Das war ein ziemlich cooler Haufen voller Idealisten mit hitzköpfigen Ideen. Meine Welt! Ich kümmerte mich um vieles, war schnell der „Sorgen-Andy" und führte schließlich sämtliche Vorstellungsgespräche, weil ich fast alle Bewerber überzeugen konnte, zu uns zu kommen.

Eines Tages meinte meine Chefin, ich solle mich mal um eine besondere Familie kümmern, die echt speziell sei: eine Pflegefamilie mit vier Kindern mit Behinderung und die Pflegemutter nicht ganz gesellschaftskonform. Okay, das kann ich, dachte ich sofort.

So lernte ich Kerstin und „die Helden" zum ersten Mal im Mai 2018 kennen. Zu der Zeit war ich beim Intensivpflegedienst schon Pflegedienstleitung geworden. Meine Tage waren lang und die Stunden zum Schlafen sehr kurz geworden. Manchmal arbeitete ich in der Nacht am Patienten und ging danach noch ins Büro. Doch keine Versorgung, die ich begleitete, sollte darunter leiden. Das war mein Anspruch.

In der außerklinischen Intensivpflege kommt es, insbesondere bei Kindern, nicht selten vor, dass Dienste abgesagt werden müssen, weil Pflegepersonal krankheitsbedingt ausfällt und einfach insgesamt zu wenig vorhanden ist. Professionalität ist ebenfalls ein großes Thema und hat mich oft sehr beschäftigt. Besonders bei einer Pflegefamilie war mir schnell klar, dass hier viele Augen und Ohren über diese Kinder wachen.

Auf das Aufnahmegespräch war ich mächtig neugierig. Schon beim Betreten des Hauses fühlte ich mich gleich wie in einer anderen Welt. Eine Welt, die

vollkommen auf die Bedürfnisse der Kinder ausgelegt ist. In fast jedem Raum findet man Absauggeräte, Einmalhandschuhe, Händedesinfektionsmittel und andere Geräte und Materialien, die zur Pflege von intensivpflichtigen Menschen notwendig sind. Aber es wirkt nicht wie eine Intensivstation, im Gegenteil: überall Disneyfiguren und Bilder der „Heldenkinder" an den Wänden. Selbst der Sauerstofftank ist in ein Krümelmonster verwandelt worden. „Wenn ich ein schwerbehindertes Kind sein möchte, dann hier", denke ich, und führte mit diesen bunten Gedanken ich ein abenteuerliches Aufnahmegespräch.

Wie schon erwähnt, wollte ich Verlässlichkeit und Fachkompetenz für meine Versorgungen. Ich übernahm deshalb gleich zu Beginn mehrere Nachtdienste selbst. Es wurden viele gute Gespräche geführt, manch ein Film geschaut zusammen mit „Mama Held", und die nächtlichen Sandwiches waren der Knaller. Ich fühlte mich nicht fremd und wurde schnell zum „Mark Forster der Intensivpflege" erklärt, weil ich dem Sänger ähnlich sehe und meine Cap auch nur zum Essen absetze. Und schnell wurde mir klar, dass „die Helden" wirklich kleine Helden des Alltags sind.

Von Anfang an spürte ich eine enorme Sympathie zu diesem „nicht ganz

gesellschaftskonformen" Haufen. Allerdings hatte ich zu dieser Zeit noch ungefähr 25 andere Versorgungen und knapp 200 Pflegekräfte zu betreuen. Dies zehrte immer mehr an meinen Kräften. Nicht selten arbeitete ich 60 Stunden und mehr in einer Woche. Zu groß der Verwaltungsaufwand, zu hoch der Krankenstand, viel zu wenig Personal.

Im Februar 2019 wurden wir dann verkauft. Ja, einfach so verkauft mit Mann und Maus. Von nun an waren meine Chefs nicht mehr meine Chefs, und ich wurde zu einer Mitarbeiternummer in einer riesigen Gesellschaft, die Pflege als Massenprodukt führt. Meine Versorgungen wurden zur Ware.

Wir waren alle geschockt, wütend, traurig und voller Ängste. Auch meine kleinen „Heldenkinder" gingen mir nicht aus dem Kopf. Eines versicherte ich der Mama: dass ich sie und vor allem ihre Kinder nicht allein lassen würde.

Kurz darauf fasste ich den Entschluss, meine Tätigkeit als Pflegedienstleitung zu beenden – zu hoch der Druck von allen Seiten, zu hoch die Arbeitsbelastung, zu hoch die Belastung für mich und meine Beziehung. Ich musste nicht lange überlegen, ob ich die Karriere in einem wirklich großen Unternehmen gegen eine Karriere des Herzens eintauschen wollte. Ich hatte etwas kennengelernt, und da wollte ich hin.

Da ich wusste, dass „die Helden" Pflegepersonal für die Stunden der Intensivpflege am Tag suchten, fasste ich all meinen Mut zusammen und suchte das Gespräch. Oh Mann, das war eine heiße Kiste: Da wollte die Pflegedienstleitung des Pflegedienstes, der die Nachtwachen stellte, zum Tagdienstler bei den „Helden" werden! Nach einem langen, sehr offenen Gespräch stand für beide Seiten der Entschluss fest: Andy sollte ein Held werden. Kennt einer das Gefühl, wenn man sein Shirt aufreißt und ein Teil des rot-gelben S von Superman wird sichtbar? – Faust nach vorne und ich kann fliegen. Keine Ahnung wohin, aber ich fliege!

Mit viel Feingefühl und Unterstützung der Helden teilte ich die Entscheidung meinen Vorgesetzten mit und äußerte zugleich die Sorge, dass man Kerstin Held unterstellen könne, mich abgeworben zu haben, und dass ich nicht möchte, dass sie nun ein Problem mit der Versorgung ihrer Kinder bekomme. Man sicherte mir zu, dass man für mich nur das Beste wolle und selbstverständlich „die Helden" weiterversorgen würde.

Damit war es klar: Auch ich wurde ein „Held" und trat im April 2019 meine neue Stelle an. Von Anfang an wurde ich sehr gut aufgenommen, vom Team, das bei der Familie fest angestellt ist, und von den Kindern. Vor allem aber von dem kleinen Erik, der in mir gleich einen neuen Spielkameraden fand. Erik ist mittlerweile 6 Jahre alt und pränatal einem nicht unerheblichen Alkoholkonsum ausgesetzt gewesen.

Insgesamt war das erste halbe Jahr sehr fordernd für mich. Aber Durchhalten ist meine Stärke. Außerdem versteht man Herausforderungen erst rückwärts, denn erst dann weiß man, wofür sie gut waren. Mit intensivpflegerischen Tätigkeiten war ich, vor allem durch meine Zeit auf der Intensivstation, mehr als vertraut. Die pädagogische Arbeit mit Kindern war etwas vollkommen Neues für mich. Meine früheren Patienten hatten nicht so viele Widerworte gegeben und waren auch nicht weggerannt.

Zu Anfang brachten mich die Kinder noch oft an meine Grenzen, insbesondere Cora und Erik definierten da meine Toleranzgrenze noch einmal neu. Viele Dinge ließen sich am Anfang nur sehr schwer aushalten – zum Beispiel wenn Cora sich selbst, mich oder andere schlug. Oder wenn Erik mal wieder nicht aus der Badewanne wollte und kein Argument durchdrang. Nicht selten endete es in Geschrei, wo am Ende nur Mama helfen konnte. Ich hatte oft ein Gefühl von Versagen, wenn jemand zu Hilfe kam. Das lässt einen dann schon manchmal an sich zweifeln.

In manchen Situationen, das lernt man schnell, ist nicht das Kind das Problem. Man ist es selbst und muss sich nur selbst betrachten. Dann findet man den Haken an der Sache. Ich würde mich als durchaus selbstreflektiert und lernwillig bezeichnen. Das hat mir die Chance gegeben, ein „Helden-Andy" zu werden – endlich das Gefühl, irgendwo angekommen zu sein, mit seinen Fehlern ange-

nommen zu werden, auch wenn es manchmal nicht leicht ist. Zeitweilig bin ich etwas fahrig und wirke zerstreut. Erik sagt dann: „Andy, du bist tüddelig!" Und damit hat er Recht.

Aber es gibt noch weitere Besonderheiten beim Arbeiten im familienanalogen System. Man muss ein gesundes Nähe-Distanz-Verhältnis schaffen, was in einem Privathaushalt gar nicht so leicht ist. Wir arbeiten teilweise eng mit den vier Kindern und Kerstin zusammen – teilweise ohne Möglichkeit, sich aus dem Weg zu gehen, wie es zum Beispiel im stationären Bereich häufig möglich ist. Da kann man schon mal aneinandergeraten. Da im Hause Held aber viel Wert darauf gelegt wird, dass immer offene Gespräche möglich sind, werden Probleme nicht lange mit sich rumgetragen und schnell

gelöst. Dabei spielt auch die „Mutti" mit ihrer direkten, aber feinfühligen Art eine große Rolle.

Für mich persönlich sind vor allem der verlässliche Dienstplan und die neu gewonnene Zeit ein wichtiger Faktor, um überhaupt wieder ein Privatleben haben zu können. Acht garantierte freie Tage sind sieben mehr, als ich am Ende meiner vorherigen Tätigkeit zur Verfügung hatte. Nicht eine private Veranstaltung, egal ob Geburtstag oder Kinobesuch, konnte ich damals wahrnehmen, ohne nicht mindestens einmal angerufen zu werden. Das nagt an allen Beziehungen, die man so führt.

Die Helden haben mir die Möglichkeit zu diesen Beziehungen zurückgegeben. Viele meiner Freunde waren verwundert, dass ich plötzlich viel öfter Zeit hatte und vor allem bei Treffen viel gelassener war, da kein Telefon klingelte oder der nächste Termin wartet.

Ach ja, finanziell merke ich den Unterschied kaum, lediglich den Dienstwagen beziehungsweise die Tankkarte vermisse ich ab und an. Wichtiger ist mir allerdings, dass sich nun endlich niemand mehr an meiner Arbeit bereichert, sprich damit Geld verdient. Dies ist im persönlichen Budget nämlich gar nicht möglich.

Was mich am meisten fasziniert ist, wie wohl ich mich in dieser inklusiven Welt fühle. Im Juni 2019 durfte ich als Kinderbetreuer mit nach Haltern am See, zum Familientreffen des Bundesverbandes behinderter Pflegekinder fahren. Dort stellte ich fest, dass man nach sehr kurzer Zeit nicht mehr das Gefühl hat, dass da viele behinderte Kinder aufeinandertreffen, sondern einfach nur Kinder. Es wirkte plötzlich alles so normal. Viele tolle

Pflegeeltern geben Kindern mit Behinderung eine Chance auf ein Familienleben. Und das sind sie: Familien. An diesem Wochenende eben eine große Familie.

Ab diesem Zeitpunkt wusste ich, dass ich angekommen war in einer Welt, in der auch ich endlich das Gefühl hatte hineinzupassen.

Ich denke, wir tragen alle unsere Behinderungen in uns, die einen mehr, die anderen weniger. So ist es wichtig, verständnisvoll und hilfsbereit miteinander umzugehen, in einer Welt, in der sonst immer nur der Starke zu gewinnen scheint. Doch diese Menschen und vor allem diese Kinder sind selbst stark – viel stärker, als man es sich vorstellen könnte.

Nach nun einem Jahr bei den Helden kann ich mit voller Überzeugung sagen, dass es die beste Entscheidung war, auf einen steilen Karriereweg zu verzichten und sich fürs Leben zu entscheiden. Es gibt kaum etwas aus meinem damaligem Leben, was ich vermisse. Ich erkenne jeden Tag, wie wichtig meine Arbeit ist, wie wichtig meine Rolle als Mann im Team auch für die Kinder, vor allem für die Jungs ist. Nicht jeden Tag fahre ich gerne zur Arbeit, da es zu Hause einfach manchmal ruhiger und entspannter ist, aber jeden Tag fahre ich nach der Arbeit glücklich nach Hause. Das ist in meinen Augen wahrer Erfolg und wahres Glück, und so möchte ich noch lange arbeiten.

Fotos: Kerstin Held

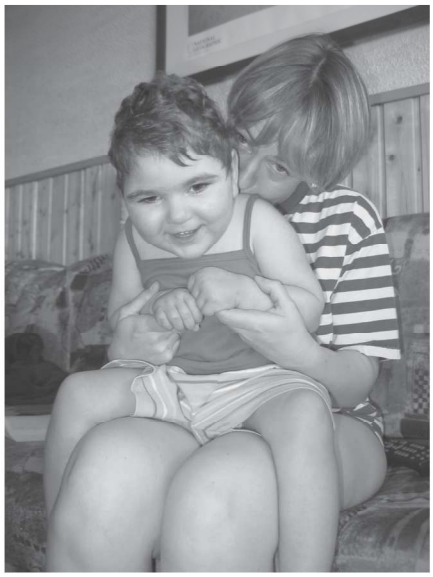
Jessy, Zaubermädchen und Sonnenschein

Von Ursula und Gerhard Schindler

1. Warum haben wir uns für ein Pflegekind mit Behinderung entschieden?

Gerhard: Wir haben keine eigenen Kinder bekommen, auch mit Kinderwunschbehandlung nicht. Deshalb haben wir überlegt, wie wir dennoch mit Kindern als Familie leben könnten. Eine Adoption haben wir von vorneherein ausgeschlossen: Uns war klar, dass die Herkunft wichtig ist. Unsere Kinder sollten immer wissen, woher sie kommen, und zwar von Anfang an. Und sie sollten immer auch die Möglichkeit haben, selbst Eindrücke von ihren leiblichen Eltern zu bekommen. Deshalb also Pflegekinder. (Und deshalb haben wir bei allen unseren Pflegekindern, von denen es mittlerweile vier gibt, stets Kontakte zu den Herkunftseltern, teilweise auch zu Geschwistern und der erweiterten Familie, eingefordert und aufgebaut.)

Ursula: Wir haben uns für Pflegekinder mit Behinderung entschieden, weil ich beruflich mit behinderten und kranken Kindern gearbeitet habe und wusste, wie so ein Leben aussehen könnte und was ich diesen Kindern bieten kann. Besonders das Palliativ-Motto „Es geht nicht darum, dem Leben mehr Tage zu geben, sondern den Tagen mehr Leben" trägt die Idee unseres Alltags und lässt mich begeistert die Verantwortung für Kinder mit reduzierter Lebenserwartung übernehmen.



Schmusen als Lieblingsbeschäftigung.

Gerhard: Im Bewerbungsbogen am Ende des Pflegeelternseminars wurden wir sehr genau nach unseren Vorstellungen vom künftigen Pflegekind gefragt: welche Hautfarbe, welche Religionszugehörigkeit, welche Vorgeschichte wir uns vorstellen könnten. Und wir haben für uns gemerkt, dass wir uns da ziemlich viel vorstellen konnten: Eine Erkrankung oder Behinderung jedenfalls haben wir nicht ausgeschlossen – lediglich sexuellen Missbrauch. Damit hätten wir uns vor allem deshalb überfordert gefühlt, weil wir nicht viel darüber wissen.

Bei Behinderung war das anders: Meine Frau hatte da als Kinderkrankenschwester schon viele Erfahrungen gesammelt und war in dieser Hinsicht auch die treibende Kraft. Ich als Journalist hatte mit behinderten Kindern bis dahin eher wenig Berührung. Aber meinen Zivildienst hatte ich im Fahrdienst eines großen Trägers in der Diakonie geleistet und viele Eindrücke von erwachsenen Menschen mit Behinderung gewonnen. Am deutlichsten: die von sehr liebenswerten und manchmal auch etwas skurrilen Menschen. Das fand ich passend.

2. Wie sind wir auf Jessy gekommen?

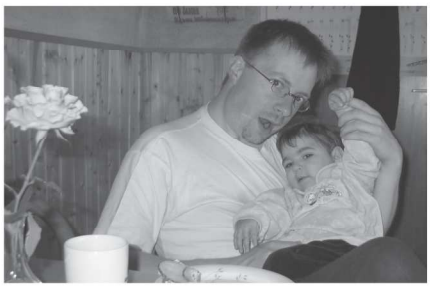
Ursula: Von Jessy las ich in der „mittendrin" und malte mir in bunten Farben aus, wie unser gemeinsames Leben zukünftig aussehen könnte. Ich hatte mich sofort verliebt und erzählte Gerhard: „Das ist unser Kind!"

Mein Anspruch war und ist, Jessy am Leben teilhaben zu lassen und dafür zu sorgen, dass es ihr gut geht. Bei ihr steht

Essen - ein unerschöpfliches Thema.

nicht die Förderung und Entwicklung von vielen Fähigkeiten im Vordergrund, sondern Angebote für die Wahrnehmung, Kommunikation und Teilhabe.

Gerhard: Wir waren schon vorher Mitglied im Bundesverband behinderter Pflegekinder e.V. geworden. Beim Blick in eine „mittendrin" sagte meine Frau begeistert: „Ich glaub', ich hab' unser Kind gefunden!" Als ich mir den Steckbrief durchgelesen hatte, war ich etwas zurückhaltender. „Es muss ja nicht gleich das Heftigste sein", dachte ich zuerst. Aber da wusste ich noch nicht, was für ein sonniges und vergnügtes Wesen hinter der Beschreibung „schwerer Sauerstoffmangel bei Geburt" stecken konnte – und was wir (und sie) alles verpasst hätten, wäre sie



Für jeden Quatsch zu haben.

nach dem viel zu späten Notkaiserschnitt nicht wiederbelebt worden.

3. Wie haben wir Jessy kennengelernt?

Ursula: Im November 2003 teilten wir unserem Jugendamt und dem Bundesverband mit, dass wir Jessy gerne kennenlernen möchten und ihre Aufnahme in Erwägung ziehen. Nachdem wir bis Weihnachten nichts gehört hatten, war ich sicher, dass Jessy bereits in eine andere Familie vermittelt sei, denn „so ein tolles Kind wünscht sich ja jeder".

Im Februar 2004 rief uns schließlich doch das vermittelnde Jugendamt an, und ausführliche Informationen zu Jessy bekamen wir anschließend direkt von der Bezugsschwester des Kinderheims. Dort durften wir Jessy bereits am darauffolgenden Wochenende bei Kaffee und Kuchen kennenlernen. Sie hat unsere Herzen im Sturm erobert und Gerhards Bedenken mit einem einzigen Lächeln weggefegt!

Gerhard: Jessy war damals ein gutes Jahr alt und lebte in einer Einrichtung, die von Ordensschwestern geleitet wurde. Eigentlich war es ein Mutter-Kind-Heim, aber Jessys Mutter hatte es nicht geschafft, dort mit einzuziehen. (Wir lernten sie erst später kennen und haben schon lange ein sehr gutes Verhältnis.) Nachts schlief Jessy deshalb bei einer der Nonnen im Zimmer – das heißt vielmehr: Sie hielt sie wach. Denn vom nachts Schlafen hielt Jessy damals noch ziemlich wenig.

Zwei Schwestern im Habit der Franziskanerinnen erwarteten uns im Aufenthaltsraum zum Nachmittagskaffee. Jessy lag in einem Kinderwagen, und dass sie gleich, als wir reinkamen, einmal deutlich sichtbar krampfte, beeindruckte uns zwar, war aber nicht erschreckend. Wir hatten viele Fragen, und während wir Kuchen aßen und uns austauschten, schlief Jessy auf meinem Arm ein. Ein kleines, warmes, leichtes Päckchen in der Beuge meines linken Armes, an meinen Bauch und meine Brust gekuschelt. Fast eine Stunde schlief sie, während wir Erwachsene weiter über sie redeten.

Baden - am liebsten richtig warm und mit Action.

4. Wann fiel die Entscheidung für Jessy?

Gerhard: Ich hatte vor dem Besuch darauf bestanden, dass wir an diesem Tag keine Entscheidung treffen – sondern dass wir hinfahren, schauen, uns informieren und wieder zurückfahren. Und das Ganze vielleicht drei oder vier Mal. Dann erst würden wir uns nach reiflicher Überlegung entscheiden. So war zumindest mein Plan. Jessy hat uns die Entscheidung allerdings abgenommen: Allen im Raum (außer mir) war klar, als sie da auf meinem Arm schlief, dass Jessy sich gerade ihren neuen Papa ausgesucht hatte.

Angeschnallt auf ihrem Liegeplatz im Wohnmobil.

Ursula: Ich war mir schon im November ziemlich sicher, dass Jessy genau so ein Kind ist: ein Kind, das das Leben genießen und im Rahmen unserer Familie erleben können sollte. Es war absehbar, dass auch mit der größten Förderung kaum Entwicklung im klassischen Sinne möglich sein würde, aber Lebensqualität und Lebensfreude, Teilhabe und Wirkung im Leben anderer ihre Aufgabe sein könnten.

5. Wie lief die Aufnahme ab?

Ursula: Nachdem wir Jessy das erste Mal besucht, anschließend auf einem Spaziergang ausführlich darüber beraten und eine Nacht darüber geschlafen hatten, sprach ich der Sachbearbeiterin auf den Anrufbeantworter und teilte mit, dass wir Jessy sehr gerne in unsere Familie aufnehmen wollten.

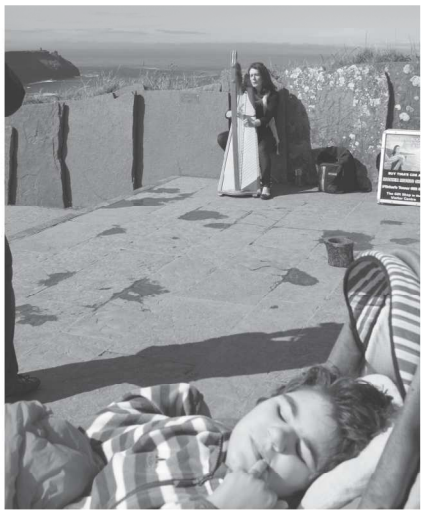
Gerhard: Wir sind trotzdem noch mehrmals hingefahren, bevor auch mein Verstand ganz ja sagen konnte. Immerhin war es die Entscheidung für mein erstes Kind! Jedes Mal konnten wir mehr Zeit mit Jessy allein verbringen – im Aufenthaltsraum, wo ich die Mondscheinsonate auf dem Klavier spielte, während Jessy davor auf einem Kuschelfell lag; beim Spazierengehen durch die Weinberge mit dem ausgeliehenen Kinderwagen; über Nacht in einer Ferienwohnung, in die wir das Mädchen mitnehmen durften.

Dann stand der offizielle Übergabetermin mit Jugendamt an. Während Jessys Amtsvormund vom örtlichen Jugendamt freundlich und uns zugewandt war (sie hatte uns auch bisher mit vielen Informationen unterstützt), war die Mitarbeiterin des offiziell abgebenden Jugendamtes ganz augenscheinlich von der ganzen Situation so überfordert, dass sie Jessy keines einzigen Blickes würdigen konnte.

Ursula: Die Sozialarbeiterin selber hätte sich ein Leben mit Jessy nicht vorstellen können und bot uns auch für die Zukunft „Ausstiegsklauseln" an: Wir könnten Jessy ja immer noch in ein Heim geben, wenn sie uns zu schwer werden würde. Da sie aber davon ausgehe, dass ich schon wisse, worauf wir uns da einlassen, stimmte sie der Pflegschaft zu.

Auf Usedom am Strand.

Bis wir Jessy Ende des Monats zu uns holen konnten, durften wir sie jedes Wochenende in eine nahegelegene Ferienwohnung mitnehmen und schon mal ein wenig vertraut werden. Mein



In Irland an den Cliffs of Moher.

Arbeitgeber ermöglichte es mir sofort, in Elternzeit zu gehen. Ich hatte im Vorfeld bereits meine Stunden reduziert und immer mit offenen Karten gespielt.

6. Im Vergleich zu Pflegekindern ohne Behinderung: Welche Unterschiede oder Gemeinsamkeiten im Alltagsleben waren besonders auffällig?

Ursula: Jessy schlief anfangs, wann und wo sie wollte – oder eben auch nicht. Das führte dazu, dass wir, wann immer Jessy mal schlief, sämtliche Klingeln und Telefone ausstellten und uns ebenfalls schlafen legten. Wir konnten sie dadurch aber auch rasch überall hin mitnehmen, ohne den Schlafrhythmus (noch weiter) durcheinanderzubringen. Das machte es uns sehr leicht, sie in unser Leben mit Freunden und Familie zu integrieren. Dank Home-Office und flexiblen Arbeitszeiten konnten wir diese besonderen Anfangsjahre gut meistern.

Jessy war und ist glücklich, wenn sie bei uns ist. Vertraute Bezugspersonen sind für sie wichtig und geben ihr Halt und Sicherheit. Strukturen sind nebensächlich. Als unsere fitteren Pflegesöhne bei uns einzogen, die viel Struktur und Verlässlichkeit in den Abläufen brauchten, empfanden wir den Einschnitt in unseren Alltag viel stärker.

Gerhard: Besonders auffällig finde ich immer wieder, dass Jessy ein großes Talent besitzt, die Herzen anderer Menschen zu berühren und zu öffnen. Ganz oft sprechen uns Menschen an: Die Kinder auf dem Sportplatz sind neugierig, wer das ist und warum die so einen großen Wagen hat. Und warum sie nichts sagt, aber trotzdem so laut sein kann. Wildfremde Menschen vertrauen uns an, wer in ihrer Verwandtschaft welche Behinderung hat und wie sie damit zurechtkommen. Und obwohl Jessy nahezu blind ist, hat sie auch durch vermeintlich gezielte Blicke bereits zahlreiche Menschen verzaubert.

7. An welche Highlights aus Jessys Leben erinnern wir uns besonders?

Ursula: Eineinhalb Jahre lang besuchte ich mit Jessy eine ganz normale Krabbelgruppe. Die Eltern und Kinder integrierten uns ganz selbstverständlich in ihre Aktivitäten. Eine Musiktherapeutin bot eine spezielle Stunde in der Musikschule an, dort trafen wir andere Familien mit behinderten Kindern und hatten auch viel Spaß.

Häufig und fast ohne Einschränkungen sind wir mit Jessy und den anderen Kindern im Urlaub gewesen – sowohl mit dem Flugzeug als auch mit dem Schiff, dem Auto und dem Wohnmobil, auf Malta, auf einem Hausboot in Frankreich, auf der AIDA, in ganz Deutschland, in England, Irland, Dänemark, Italien ... Das war immer ein Highlight.

Gerhard: Spontan kommen mir viele Situationen in den Sinn, wo ich schon überall mit Jessy auf dem Schoß saß: auf einer Alm im verschneiten Allgäu, während die anderen draußen Ski fuhren; auf einem Bordstein unter der heißen Sonne Maltas, während wir vor dem Legoland auf den Bus warteten; in der ersten Bank der kleinen Kirche unseres Nachbarortes, wo Jessy und die Jungs getauft wurden; im drehbaren Plüschsessel eines Kreuzfahrtschiffes, während draußen ein norwegischer Fjord vorbeizog; und immer wieder in unserem Wohnmobil an ganz unterschiedlichen Orten, das sich als das bei Weitem beste Transportmittel für Jessy erwiesen hat.

Am Strand von Rømø.

Eingekuschelt an der irischen Atlantikküste.

Denn anders, als anfangs von der Sozialarbeiterin prognostiziert („Über Schule müssen Sie sich vermutlich keine Gedanken machen"), hat sich Jessy zu einem großen Mädchen entwickelt, das dieses Jahr noch volljährig wird. Ihre Spastik bringt es allerdings mit sich, dass ihr Sitzen auf längeren Strecken so unangenehm ist, dass sie schon nach kurzer Zeit schreien und schimpfen muss. Im Wohnmobil dagegen kann sie im Liegen fahren – dank Befreiung von der Anschnallpflicht und ärztlichem Attest auch ganz offiziell und dank eigens nachgerüsteter Gurte und Fangkörper an ihrem Bett dennoch gesichert.

Wie weit wir so fahren können? – Bis der nächste Hunger kommt. Aber genug zu essen ist schließlich immer an Bord.

Fotos: Familie Schindler

Brief an meine kleine Schwester in den Sternen

Von Emma

Meine Liebe kleine Schwester in den Sternen,
ich konnte dich leider nicht richtig kennen lernen, weil du leider nur zwei Jahre alt geworden bist. In diesen zwei Jahren konntest du nicht bei uns wohnen, weil du so krank warst, dass Mama und Papa sich nicht genug um dich kümmern hätten können. Denn du brauchtest besondere Pflege von Menschen, die sich damit auskennen.
Du, aber auch wir, hatten das große Glück, dass du in die Heldenfamilie gekommen bist und das viele liebe Menschen und besonders Kerstin sich liebevoll um dich gekümmert haben und du so eine zweite Mama dazu gewonnen hast. Und ich eine Mapata (Mama + Papa + Tante) die ich sehr lieb habe. Mama und Kerstin sind beste Freunde geworden aber irgendwie auch Schwestern. Die ganze Helden-familie ist mir und Mama ans Herz gewachsen.
Ich war es nicht anders gewoht aber ich habe mich immer seh gefreut wenn wir dich besucht haben. Besonders schön war es dich an Weihnachten zu besuchen, denn es war gleichzeitig dein Geburstag. Heute wärst du schon 10 Jahre alt. Ich fand es dann immer schön mit dir zeit zu verbringen und dich zu kuscheln. Und es ist sehr schön deine zweite Mama und die Heldenfamilie fast in allen Ferien zu sehen.

Ich vermisse dich und
denke jeden Tag an dich und wenn ich abends
auf den Balkon gucke leuchtet deine
Lottakugel.
Ich habe dich sooo dolle Lieb.
Deine Emma ♥

Emma und Lotta [Fotos: Kerstin Held]

Mein Leben von klein auf bei Familie Timmermann

Von Ann-Cathrin Book

Es ist kurz vor halb sieben, und ich versuche möglichst leise, die Tür aufzuschließen. Aber kaum bin ich im Haus, höre ich auch schon von oben ein „Hallo Kaaatiiii". Die kleine Anni bekommt es immer mit, egal wie leise ich bin, und sie weiß immer genau, wer kommt. Im Wohnzimmer sitzt Mariechen schon in ihrem Rolli und lässt einen Freudenschrei los, und ich bekomme mein erstes Handküsschen. Dann schnell bei Ilayda schauen, sie liegt noch in ihrem Bett, die Musik läuft leise, und das Lichtspiel an der Wand ist an. Sie strahlt mich an und freut sich über mein Kommen.

Wir kennen uns schon so lange, und manchmal frage ich mich, wie bin ich hier eigentlich gelandet? Es begann vor vielen, vielen Jahren …

Aber als erstes möchte ich mich vorstellen: Mein Name ist Ann-Cathrin Book oder aber auch einfach „Kati". Ich bin 25 Jahre alt und komme aus dem wunderschönen kleinen Püsselbüren. Heute möchte ich erzählen, wie ich zu Familie Timmermann kam.

Alles fing im Sommer 2001 an. In diesem Jahr wurde ich eingeschult. In meiner Klasse war Marcel, der Pflegesohn von Uwe und Waltraud. Marcel und ich lernten uns kennen, und schnell wurde daraus eine sehr gute Freundschaft. Wir unternahmen viel, und ich habe Marcel oft zuhause besucht. Im Februar 2003 nahmen Uwe und Waltraud dann Ilayda in ihre Familie auf – ein kleines Mädchen mit mehreren Beeinträchtigungen. Ich habe Ilayda schnell in mein Herz geschlossen.

Aber nicht nur bei Familie Timmermann kam ich in Kontakt mit Kindern mit Beeinträchtigungen. Im August 2003 kam meine Cousine mit einer Sehbeeinträchtigung auf die Welt, und somit hatte ich schon im Kindesalter häufig Berührung mit diesen Kindern.

Mir wurde schnell klar, dass ich im Erwachsenenalter definitiv etwas mit Menschen machen und nicht im Büro sitzen möchte. Damals habe ich zu meiner Mama gesagt: „Mama, lass kommen, was wolle, mich werden keine sieben Pferde an einen Schreibtisch bekommen, wo ich den ganzen Tag auf einen Bildschirm gucken und auf die Tastatur hauen werde!"

Die Jahre vergingen, in denen ich im Hause Timmermann ein- und ausging. Die Freundschaft zu Marcel blieb stets aufrechterhalten.

2008 fand Marie dann auch im wunderschönen kleinen Püsselbüren einen wohlbehüteten Platz im Hause Timmermann. Ich weiß noch, wie es damals war, als Marie in ihrem Maxi-Cosi im Wohnzimmer stand und der erste Blick auf den übergroßen Kopf (Hydrozephalus) fiel. Aber auch wenn die Mädels damals schon ein wenig komisch aussahen, waren sie auf ihre ganz eigene Art und Weise hübsch und einmalig. Man konnte sie einfach nur ins Herz schließen. Schon ein Lächeln reichte, und der Tag war perfekt.

Im Alter von 15 Jahren habe ich einen 450-Euro-Job im Altenheim angefangen. Dort war ich knapp drei Jahre tätig. Die

Arbeit mit älteren Menschen hat mir viel Spaß gemacht, sodass ich auch den Beruf der Altenpflegerin erlernen wollte. Jedoch hat mir eine Arbeitskollegin davon abgeraten, da ich mit 15 Jahren meinen ersten Bandscheibenvorfall bedingt durch einen Unfall hatte.

Dann begann ich im Sommer 2011 am Berufskolleg eine Ausbildung zur Sozialhelferin. Dort mussten wir einige Praktika machen. Ein Praktikum habe ich in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung gemacht und zwei Praktika im Krankenhaus. Die Arbeit der Gesundheits- und Krankenpfleger machte mir auch sehr viel Spaß, sodass ich mich zum Ende der Ausbildung entschied, mich im Krankenhaus zu bewerben. Dort habe ich allerdings eine Absage bekommen. Das war aber im Nachhinein das Beste, was mir passieren konnte.

Denn da ich erstmal nicht wusste, was ich nun machen sollte, habe ich mich für ein Freiwilliges Soziales Jahr in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung beworben. Zu dem Zeitpunkt war ich schon zwei Jahre mit einem 450-Euro-Job bei Familie Timmermann für die Betreuung und Pflege von Ilayda

angestellt. Davon habe ich profitiert und direkt eine Zusage bekommen.

Familie Timmermann vergrößerte sich. 2014 kam Anni in die Familie. Während des Freiwilligen Sozialen Jahres habe ich weiter dort gearbeitet. Gleichzeitig wurde mir klar, dass ich eine Ausbildung zur Heilerziehungspflegerin machen möchte. Beim Vorstellungsgespräch an der Evangelischen Sozialpädagogischen Ausbildungsstätte Münster (ESPA) war die Lehrerin so fasziniert, was ich in meinem jungen Alter schon alles gemacht habe. Sie hat mich viel über Ilayda und Marie gefragt. Und ich habe mich riesig gefreut, dass ich die Stelle dann bekommen habe.

Eins war für mich aber klar: Auch während der Ausbildung arbeite ich weiter bei Familie Timmermann. Durch Praktika in der Ausbildung lernte ich die Arbeit in einem Hospiz kennen, aber auch in einer Maßregelvollzugsklinik für psychisch kranke Straftäter. Eigentlich war mein großer Wunsch, dort nach der Ausbildung anzufangen, allerdings war keine Stelle frei.

Daraufhin hat Waltraud mir angeboten, bei ihnen mit einer Vollzeitstelle anzufangen. Das Angebot habe ich direkt angenommen. Waltraud wusste zwar auch, dass es mein Wunsch war, in der Maßregelvollzugsklinik anzufangen. Aber manchmal kommt es halt anders, und das ist oft auch gut so.

Seit August 2018 bin ich jetzt bei Familie Timmermann fest angestellt. Manchmal möchte man zwar einfach rennen, wenn

die Kinder und/oder Eltern ihre sogenannten „fünf Minuten" haben, aber meistens ist es auch ganz lustig. Wenn ich mir vorstelle, dass mich jemand zwölf Stunden am Tag betreuen würde, dann hatte ich auch wohl öfters mal meine „fünf Minuten".

Ich begleite hauptsächlich Ilayda zur Schule, da sie ohne eine Fachkraft aufgrund ihrer therapieresistenten Epilepsie und ihrer Dysphagie mit eventueller Absaugung nicht alleine zur Schule gehen kann. Ebenfalls ist es für Ilayda wichtig, feste, vertrauenswürdige und nicht zu häufig wechselnde Pflegekräfte an ihrer Seite zu haben. Zwischendurch begleite ich auch mal Anni. Das ist dann eine ganz andere Herausforderung.

Ich muss sagen, wenn ich morgens schlecht gelaunt aufstehe, zur Arbeit fahre und die Mädels einen anstrahlen, ist die Welt gleich wieder in Ordnung. Es ist für mich auch eine besondere Situation, bei Familie Timmermann zu arbeiten. Es fühlt sich nicht an wie Arbeit, sondern eher wie zuhause sein, denn so wurde ich auch aufgenommen.

Wie sagte Marcel noch so schön? „Man merkt richtig, wie die Mädels sich freuen, wenn sie deine Stimme hören und du noch nicht mal durch die Tür gekommen bist."

Meine beste Freundin Jana ist beim Pflegedienst angestellt, der in erster Linie Marie betreut. Jana sagte auch, dass es eine besondere Beziehung zwischen Ilayda und mir ist. Wenn ich mal nicht da bin und Ilayda einen schlechten Tag hat und jammert, fängt sie sofort an zu strahlen, sobald sie mich im Videochat sieht. Es reicht auch schon, wenn man Ilayda abends im Bett sagt, dass ich am nächsten Tag wieder da bin und sie aus dem Bett hole.

Von Marie bekomme ich meistens gefühlt eine Million Handküsschen. Dafür erwartet sie dann aber auch, dass ich applaudiere. Und die kleine Anni weiß ganz genau, wie sie mich zum Verzweifeln bringt, und gleichzeitig liebe ich es, mit ihr Auto zu fahren, und sie bestimmt die Musik.

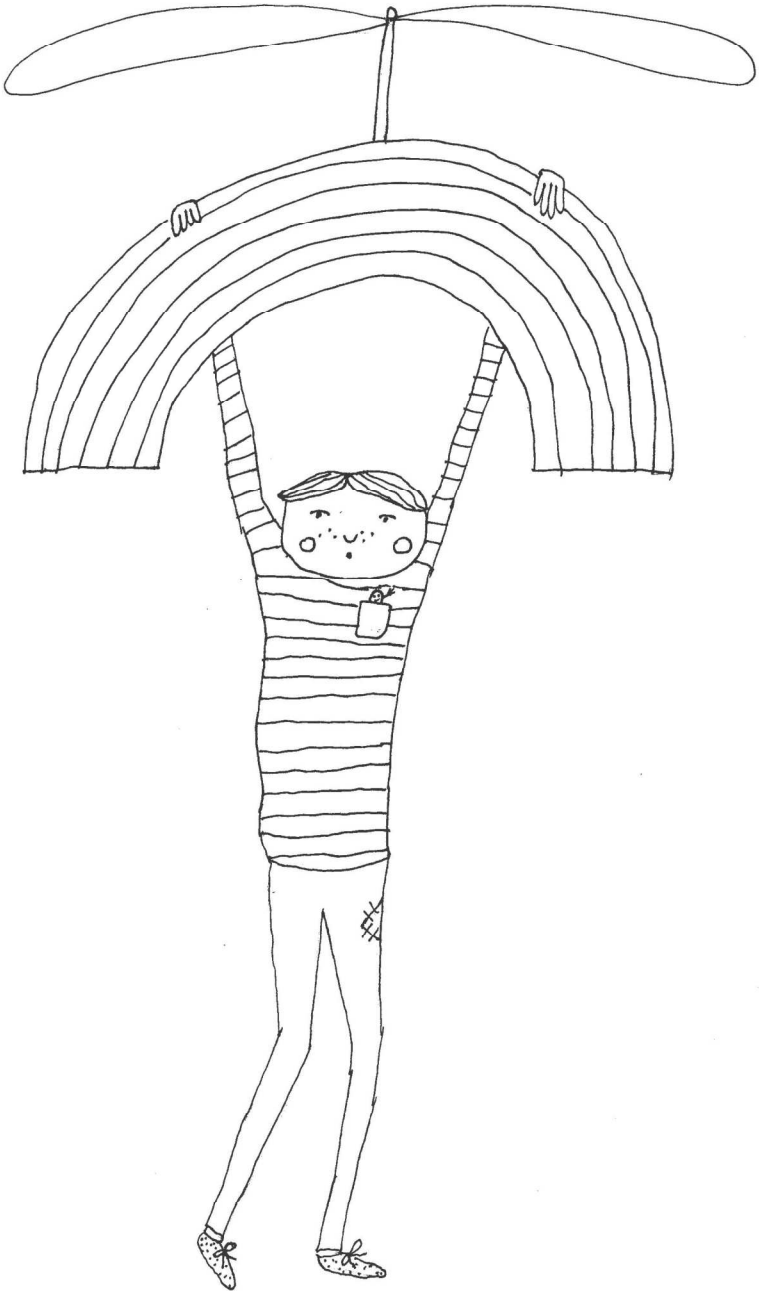
Aber eins kann und muss sagen, dass ich die drei Mädels über die ganzen Jahre sehr ins Herz geschlossen habe und glücklich bin, alle drei kennengelernt zu haben und sie auf ihrem Weg durchs Leben begleiten zu dürfen.

Wie sagt Balu, der Bär aus dem Dschungelbuch, noch so schön?

„Probier's mal mit Gemütlichkeit,
mit Ruhe und Gemütlichkeit
jagst du den Alltag und die Sorgen weg.
Und wenn du stets gemütlich bist
und etwas appetitlich ist,
dann nimm es dir,
egal von welchem Fleck!"

Fotos: Waltraud Timmermann

Herzlichen Glückwunsch



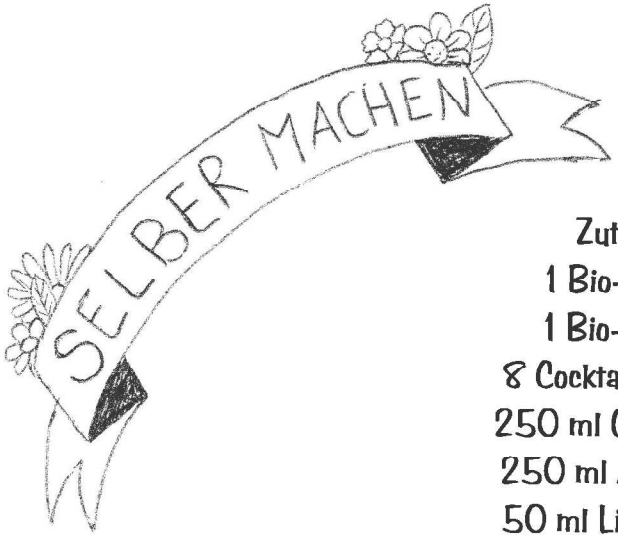
1.5. Catalina Doeter-Rogge
1.5. Leon
2.5. Betuel
2.5. Kira Wilkens
2.5. Thilo Hendrik Sandooss
2.5. Selina Schurowski
3.5. Yvonne Andrelang
4.5. Alexandra Piewski
5.5. David Jurado
5.5. Nicky Wetzel-Jünger
6.5. Florian
9.5. Jutta Winterstein
10.5. Celina Minnerop
11.5. Denise-Diana Wilken
12.5. Steffi
12.5. Angelina Wiechert
14.5. Andrea
15.5. Steve
16.5. Monique
17.5. Artur
18.5. Katharina Bloos ✶
22.5. Jeremy
22.5. Anja
23.5. Josefine Steufgens
24.5. Noel Wiebeck ✶
27.5. Fernando
27.5. Thomas Huller
31.5. Joanne

2.6. Marco Bloos
2.6. Dennis Bodenstab
3.6. Martina Schierlitz
4.6. Socke Simmank
4.6. Andrea Vo
4.6. Daniela Forbisch
4.6. Tarkan
4.6. Justin
6.6. Daniela Westerbeck-Brede
7.6. Jenny Potthast
8.6. Alexander Grühl-Aelter
8.6. Sebastian Wenker
9.6. Florian
10.6. Momo Ostheimer
10.6. Marchello Gemsleben
12.6. Jennifer Persch ✶
12.6. Erik Kasten
12.6. Katja Ansen
12.6. Chiara
13.6. Lothar Hahn
14.6. Kimberly
15.6. Dennis
15.6. David-Immanuel Müller
17.6. David Schlinkmann-Fischer
17.6. Jonathan Müller
17.6. Paul
17.6. Nino Wiechert
21.6. André
22.6. Guiliana Otto
22.6. Miriam Lüttig ✶
22.6. Dave
23.6. Luna
24.6. Michelle Gorthat
27.6. Sascha
27.6. Marcel Ernst
27.6. Anja
29.6. Lisa Lindenblatt
29.6. Maximilian

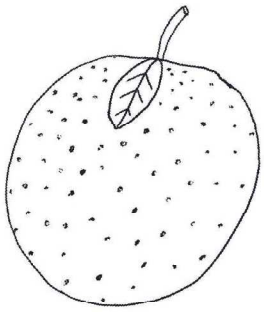
✶ unsere Sternenkinder

Kinder, Kinder ...

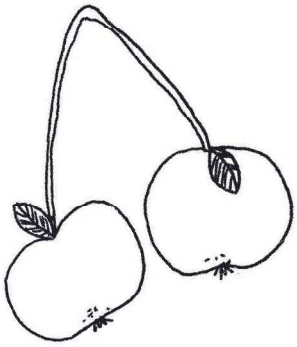
Text: Susanne Docter, Zeichnungen: Anna-Marie Horoba



Party Cocktail für Kinder



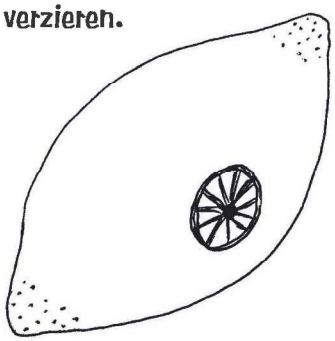
Zutaten:
1 Bio-Orange
1 Bio-Limette
8 Cocktail Kirschen
250 ml Orangensaft
250 ml Ananassaft
50 ml Limettensaft
2 Esslöffel Zucker
Crushed Ice
80 ml Grenadinesirup
250 ml Sprudelwasser

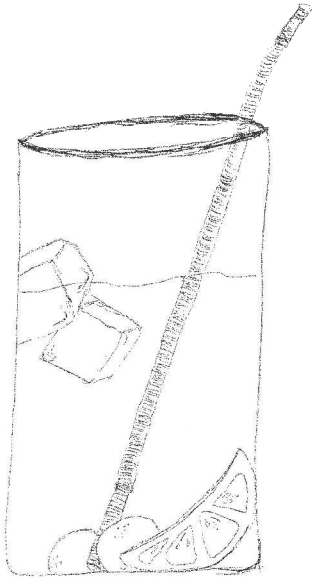


Zubereitung:

Die Orange und die Limette heiß abspülen und abtrocknen. Beides in dünne Scheiben schneiden. Die Säfte miteinander vermischen. Crushed Ice in die Gläser füllen. Die Saftmischung auf die Gläser füllen. Den Grandine Sirup über einen Esslöffel vorsichtig in die Gläser gießen. Die Gläser langsam mit Sprudelwasser auffüllen. Mit den Orangen und Limettenscheiben, die auf Holzspieße gesteckt wurden, verzieren.

Guten Appetit.





Aus meinem Herzen

Hier schreibt ein 13jähriges Pflegekind. Er beschreibt seine Nöte, Ängste und Wünsche und möchte anonym bleiben. Der Name ist der Redaktion bekannt. Diesen Text hat er selbst so geschrieben, wir haben ihn nicht bearbeitet.

Ich bin ein Pflegekind, 13 Jahre alt und meine leiblichen Eltern haben Drogen und wahrscheinlich auch Alkohol zu sich genommen.
Ich habe Probleme mit anderen, es fällt mir schwer Freundschaften zu knüpfen.
Ebenfalls fällt es mir schwer immer die Wahrheit zu sagen, oder mich damit abzufinden, dass andere etwas besitzen, was ich aber nicht haben kann.
Ich weiß nicht, warum ich manchmal Dinge machen muss, die man nicht machen sollte.
Mir tut es hinterher oft Leid, aber ich kann nicht aufhören und muss es immer wieder so machen.
Bald bin ich 14 Jahre und dann?
Der Alltag macht mir einige Probleme.
Ich muss z.B. immer irgendwie alles unter Kontrolle haben, weil ich sonst so eine Art Nervenzusammenbruch erleide.
Mir wird dann schnell alles zu viel, ich werde sehr unruhig, hektisch und laut (Ich spreche laut).
Je mehr Menschen um mich herum sind oder je mehr um mich herum passiert, desto unruhiger bin ich und fühle mich dann sehr unwohl.
Ich kann mich dann immer weniger konzentrieren, schaffe die einfachsten Dinge nicht mehr, obwohl ich sogar ziemlich schlau bin.
Das verstehen die meisten dann gar nicht. Sie meinen, das ich dann nur Theater spiele, bestimmt ADHS hätte, ein Autist bin und noch vieles schlimmes mehr.
Das macht mich wütend und traurig.
Besonders in der Schule ist es schwierig, weil dort einfach an sich schon Unruhe ist, werde ich noch Unruhiger. Ich habe keinen Freund in meiner Klasse.
Ich habe tolle Lehrer, die mir versuchen zu helfen, mich zu verstehen und viel mit meinen Eltern zusammen nach Lösungen suchen, trotzdem schaffe ich es immer wieder nicht.
Ich habe so oft gesagt, ich brauche Hilfe.
Seid drei Jahren wünsche ich mir schon einen I-Helfer, der mich bei der Organisation unterstützt, mir hilft runterzukommen oder mit mir einfach mal in einen anderen Raum geht um dort alleine arbeiten zu können.
Das Jugendamt hat das abgelehnt, mir nicht geholfen. Jetzt muss ein Gericht entscheiden. Ich hoffe ich darf da auch hin und denen sagen, das ich unbedingt Hilfe benötige und ich deshalb schon so lange Leiden muss. Ich finde es unverantwortlich wie mit mir umgegangen wird und wie man mich, und wahrscheinlich auch noch andere Kinder die so sind wie ich behandelt, und so lange leiden lässt.
Aber trotzdem gibt es sehr viele tolle Sachen in meinem Leben, denn von meiner Familie werde ich geliebt, respektiert und beschützt.
Und einen Freund aus meiner Grundschulzeit habe ich noch.
Ich wünsche mir,das andere mich mal Fragen wie es mir geht, sie mich besser verstehen und mich nicht beleidigen.
Ich hätte gerne mehr Freunde und würde gerne gelassener sein.

Vorstandsarbeit ist Überzeugung ...

Von Norbert Ungerer

Unter dieser Überschrift will ich davon berichten, wie ich Teil des Vorstandes des Bundesverbandes behinderter Pflegekinder e.V. wurde und was diese Arbeit für mich bedeutet.

Um in diesen Bericht einzusteigen, habe ich mich mit meinem Text zur „Bewerbung" für das Amt aus dem Jahr 2017 befasst und bin auf die Idee gekommen, diesen hier noch einmal zu zitieren und meine Erfahrungen nach nun mehr als drei Jahren zu ergänzen.

Im Jahr 2017 schrieb ich in der „mittendrin" Folgendes zu meiner Person und zu meinen Beweggründen:

„Mein Name ist Norbert Ungerer […], ich bin 43 Jahre alt, verheiratet und Papa von 3 Kindern. Beruflich bin ich selbständiger Finanz- und Steuerfachwirt […]. Im November 2016 nahm ich an der Fachberater-Tagung in Haltern am See teil und konnte so den Vorstand und andere Mitglieder schon kurz kennenlernen. Bei diesem Treffen wuchs auch mein Wunsch, mich selbst einzubringen. Ein erster Schritt war ein kleiner Artikel in unserer Mitgliederzeitung und die Aufnahme in die Liste der Ansprechpartner […]."

Wie es dann weiterging? Beim Familientreffen an Pfingsten 2017 wurde ich in den Vorstand gewählt und bin seitdem Schriftführer und auch immer wieder Ansprechpartner in finanziellen und steuerlichen Fragen (was meinem Beruf geschuldet ist). Zum Zeitpunkt meiner Wahl wusste ich nicht so genau, wie mein neues Amt mit Leben zu füllen ist und wie ich mich sinnvoll einbringen kann (außer den reinen Aufgaben des Schriftführers). Auch musste ich mich erst im Verband, im Umfeld und in der ganz eignen Sprache der Jugendhilfe, der Pflegefamilien-Politik und unter den „alten Hasen" zurechtfinden.

Nun sitze ich hier im Corona-Zwangs-Shutdown Ende April 2020 und versuche niederzuschreiben, was es für mich bedeutet, dass Vorstandsarbeit „Überzeugung" ist.

Es sind zwei Aspekte, die mir dazu eingefallen sind: **Vorstandsarbeit ist Arbeit aus Überzeugung und Arbeit zur Überzeugung!**

Mittlerweile, am nahenden Ende meiner ersten Amtszeit, bin ich mir sicher in dem, was ich tue, im Miteinander mit den Mit-Vorständen und Mitarbeitern, in der „fachlichen" Sprache und ihren Begriffen.

Ich bin nach wie vor mit vollem Herzen davon überzeugt, dass jedes behinderte Pflegekind (und natürlich seine Familie) genau das braucht, wofür wir als Verband stehen – heute genauso wie zu Beginn meiner Amtszeit und genauso wie schon lange davor.

Für unsere Kinder ist es noch immer so, dass sie von wichtigen Entscheidungsträgern kaum als „Zielgruppe" wahrgenommen werden und fast keine Stimme außer uns Eltern haben. Hürden und Schwierigkeiten stehen immer noch einem völlig normalen Leben und Alltag entgegen – bei kleinen, alltäglichen Dingen ebenso wie bei der großen politischen Einordnung unserer Kinder und ihrer rechtlichen Behandlung.

Im Vorstand engagieren wir uns gemeinsam dafür, dass unsere Kinder eine Stimme – eine Lobby – bekommen und endlich in allen Bereichen die ihnen zustehende Aufmerksamkeit und Wertschätzung erfahren.

<u>Und ich persönlich als Teil des Vorstandes:</u>

Ich lese Mails zu den verschiedensten Themen, Stellungnahmen, Kalkulationen und vieles andere, um mich dann dazu zu äußern, Ideen einzubringen oder Fragen aufzuwerfen. Wir (der Vorstand) telefonieren dazu, bringen Messenger-Dienste zum Qualmen, und auch Skype-Sitzungen ermöglichen die Arbeit trotz der weiten Entfernungen.

2019 hatten wir (meine Frau und ich) die Chance, den BbP bei einer Tagung von Jugendamtsmitarbeitern der Region Mittelfranken vorzustellen und auf diesen hinzuweisen. Von den Teilnehmern bekamen wir durchweg positives Feedback und hatten den Eindruck, dass sich viele wünschten, uns früher kennengelernt zu haben.

Im Herbst 2020 konnten wir (Familie Schindler und Familie Ungerer) in Erlangen das erste Treffen unserer Regionalgruppe im Süden starten und uns so engagieren. Wir hatten das Gefühl, dass es den Teilnehmern gut tut, Menschen zu treffen, die mit ähnlichen Dingen beschäftigt sind, sich die gleichen Fragen stellen oder dieselben Probleme bewältigen müssen. Und einfach sich auch persönlich zu treffen, denn virtuell lässt sich eben doch manches nicht oder nur schwer „erleben".

Das, was ich hier als Teil meiner „Arbeit" geschildert habe, ist das, was ich unter Überzeugung verstehe. **Ich bin zu 100 Prozent von meiner Arbeit im Vorstand überzeugt. Und ebenso müssen wir durch das, was wir als Verband sind und tun, zu 100 Prozent andere von unserer Mission überzeugen!**

Ich freue mich darauf, dass wir irgendwann zu einer Normalität zurückkehren, die den Begriff auch verdient. Auch wenn sicher manches nicht mehr so sein wird wie vor der Corona-Zeit. Und auch nicht alles mehr so sein muss – das ist meine Überzeugung!

Aber die Arbeit unseres Verbandes für unsere Kinder muss und wird unvermindert weitergehen. Und ich hoffe darauf, dass ich nach einer (hoffentlich erfolgreichen) Wiederwahl weiterhin als Teil des tollen und engagierten Vorstandes mit dabei bin.

Mein neuer Alltag

Von meiner Pflegemama aufgeschrieben

Ich heiße Cora und bin 15 Jahre alt. Seit meiner Geburt lebe ich in meiner Pflegefamilie. Meine Leben begann etwas holprig. Ich wog nur 620 Gramm, und meine Bauchmama war selbst noch ein halbes Kind. Leider habe ich schon im Mutterleib Erfahrungen mit Drogen und dem Rausch machen müssen. Das tat meiner Entwicklung alles andere als gut.

Fotos: Kerstin Held

Heute habe ich eine mentale Beeinträchtigung und Epilepsie. Ich kann laufen, und manche vergleichen mich dabei mit einer Marionette. Es sieht eben anders aus als bei den anderen Kindern. Aber meine größte Hürde im Alltag ist mein Autismus. Wisst Ihr was? Autismus ist eine Sichtweise! Wenn meine Mitmenschen diese Sichtweise teilen können, dann kommen wir ganz gut klar.

Mein Tagesablauf ist geregelt. Das ist auch sehr wichtig für mein Gemüt. Ich brauche diese Verlässlichkeit und ständige Begleitung. Meine Mama oder meine Assistenzkraft Anna übernehmen die „Übersetzung" in meine Sichtweise. Alles läuft nach Plan. Zumindest so gut es geht. Wenn das mal nicht klappt, habe ich eigentlich etwas Reserve, bevor ich explodiere. Die Reserven schöpfe ich aus meinem wiederkehrenden Alltag, aus meinen Lieblingsessen, Musik, Ruhephasen ohne Mitmenschen, Schule und meinem Hund. Ferien werden lange vorbereitet, und an Wochenenden gehe ich reiten, shoppen oder schlafe auch mal bei Jana in Oldenburg. Die Pubertät macht uns allen sehr zu schaffen und besonders mir. Mama ist oft ganz nah bei mir, damit ich aufhören kann zu schreien, zu beißen oder mich und andere zu schlagen. Wenn die Krise überwunden ist, habe ich Bissspuren, blaue Flecken und bin ganz verschwitzt. Dann muss ich wirklich weinen, und wenn ich weine, weiß Mama, dass ich bei mir selbst „angekommen" bin und es jetzt überstanden ist. Da ich nur ein paar Wörter meiner eigenen Sprache spreche, kann ich auch nicht erzählen, was so unerträglich ist. Deshalb ist diese Sichtweise so wichtig!

Seit März 2020 ist alles anders!

Plötzlich fiel ständig mein Name. Überall! Im Fernsehen, bei den Erwachsenen auf der Straße, im Laden, in der Schule. Einfach Überall! CORONA, CORONA, CORONA… dabei heiße ich Cora! Ich verstehe die Welt nun gar nicht mehr. Ich durfte nicht mehr mit einkaufen, und plötzlich war der Spielplatz zu. Ich liebe doch den Sand und das Karussell! Nun gingen wir aber beim Spazieren am Spielplatz vorbei. Da war sie wieder – die Krise! Mitten in der Wohnsiedlung brach meine Welt zusammen. Erst das Einkaufen und jetzt kein Spielplatz. Dann kam der Bus nicht mehr. Ich dachte erst, dass bestimmt Wochenende ist, aber das dauerte echt lange. Jeden Morgen stand ich über Wochen an der Tür und zeigte mit der Hand nach draußen. „Bu, Bu, Bu!", so klang meine morgendliche Forderung nach meinem Schulbus.

Ich kenne das Haus, in dem ich wohne, und kenne die wenigen Menschen, die hier noch sind. Das Essen schmeckt mir, und meine Geschwister nerven. Aber alles andere ist anders und fühlt sich bedrohlich an. Ich kann den Menschen draußen nicht mehr ins Gesicht schauen, und Mama wirkt manchmal so bedrückt. Sie fährt nur noch alleine einkaufen. Manchmal bringt sie mir was mit, und dann zeige ich wieder auf unser Auto und will mit. Wenn ich Glück habe, fährt meine „Agga" (Anna) mit mir ganz allein Auto mit lauter Musik! Wir haben dann zwar kein Ziel und dürfen am Strand nicht aussteigen, aber so langsam gewöhne ich mich daran.

An einem Abend hat meine Lieblingsängerin, Sarah Connor, ein TV Konzert gegeben. Ich habe mich so sehr auf die Konzerte gefreut, die nun alle abgesagt wurden. Mama machte das Wohnzimmer startklar, indem sie alle Lichter auf bunt stellte. Die Soundanlage wurde gecheckt und der große Fernseher war an. Meine Pflegegeschwister und die Pflegekräfte kamen alle ins Wohnzimmer, und da war sie! Sarah Connor und ein Mann am Klavier waren zu sehen. Sie erzählte, dass sie auch zuhause bleiben muss und uns alle so vermisst. Da habe ich fast geweint und ihr immer zugewinkt. Sogar

Handküsse habe ich ihr geschickt. Alle haben mitgesungen, und ich habe getanzt vor Glück. Nach einer Stunde war das Wohnzimmerkonzert vorbei, und ich musste schlimm weinen und mir auch etwas weh tun. Sonst hätte ich die Traurigkeit nicht ausgehalten!

Mama hat mir versprochen, dass sie Sarah meine Küsse schickt, und sie hat das echt gemacht. Sarah Connor hatte mich dann mit einem kleinen Video vor dem Fernseher in ihrer Story bei Instagram. Donnerwetter! Kontakt geht auch übers Handy, und sie hat mich gesehen und mir Grüße geschickt.

Ich gewöhne mich an meinen neuen Alltag mit den neuen Abläufen. Für jetzt und die kommenden Monate in der Coronakrise, was auch immer das bedeuten mag, ist das gut. Aber wenn der alte Alltag mit seinen alten Sichtweisen zurückkommt, dann werde ich neu akzeptieren lernen müssen.

Bis dahin werde ich mich wohl noch jeden Tag fragen, warum sie immer meinen Namen falsch sagen.

Eure Cora

Fotos: Kerstin Held

Meine Arbeit als Fachberaterin des Zentralen Fachdienstes für Pflegekinder mit chronischen Erkrankungen und Behinderungen (ZFP)

Von Petra Mühlenhöver, Diakonie Düsseldorf

Fachberatung für Pflegefamilien mit behinderten Pflegekindern ist ein wichtiger Bestandteil für uns als Pflegeeltern mit behinderten Kindern. Wir freuen uns darüber, dass es immer mehr Träger gibt, die sich auf die Begleitung von Pflegefamilien mit behinderten Kindern spezialisieren. Beispielhaft hier ein Beitrag, der zeigt, wie die Arbeit einer Fachberaterin aussehen kann.

Waltraud Timmermann

Es gibt verschiedene Gründe dafür, dass Kinder fremduntergebracht werden. Viele dieser Kinder haben Gewalt in vielfältiger Weise erlebt. Sie haben zum Teil Kränkungen, entwürdigende Situationen, Verwahrlosung und Übergriffe in ihren Herkunftsfamilien erleben müssen. Aber auch Überforderung oder fehlende Akzeptanz der Behinderung/Erkrankung des eigenen Kindes können Gründe sein. Umso bedeutsamer ist es, dass die Kinder in einer Pflegestelle verlässliche, verbindliche, wertschätzende, belastbare und emotional stabile Beziehungen erfahren. Das Anliegen des ZFP ist die Unterstützung der Bereitstellung eines familiären Umfeldes für Kinder mit chronischen Erkrankungen und Behinderungen, in dem sie all das erleben sollen.

Kinder und Jugendliche mit Behinderungen sind vor allem eins: Kinder und Jugendliche!

Ausgangspunkt meines eigenen fachlichen Selbstverständnisses ist dabei, dass Kinder und Jugendliche mit Behinderungen vorrangig eins sind, und zwar Kinder und Jugendliche!

Häufig werden diese Kinder und Jugendlichen jedoch rechtlich mit verschiedenen Status als „Behinderte" oder „Fälle" entfremdet. Das kann den Blick für die Einzigartigkeit eines jeden Kindes und Jugendlichen schnell in den Hintergrund treten lassen. Unser Rechtssystem kategorisiert Menschen auf je unterschiedliche Art. Das ist zum einen zwar notwendig, z.B. um den Zugang zu bestimmten sozialstaatlichen Hilfeleistungen zu erhalten, zum anderen birgt die Rechtskategorie „Behinderung" aber auch die Gefahr, dass das Kind hinter dem rechtlichen Status zu verschwinden droht.

Mein ganzheitliches Verständnis des Menschen nimmt die Beeinträchtigungen des Pflegekindes genauso ins Blickfeld wie dessen Ressourcen. Die Rahmenbedingungen für Kinder und Pflegefamilien müssen so beschaffen sein, dass zum einen die Pflegefamilien strukturelle Hilfen erhalten, zum anderen die Kinder in erziehungs- und entwicklungsförderlichen Lebens- und Alltagsbedingungen aufwachsen können und Förderung erhalten. Hierzu bedarf es eines stabilen und unterstützenden sozialen und professionellen Netzwerks.

Meine Arbeit als Fachberaterin des ZFP

Als Fachberaterin des Zentralen Fachdienstes für Pflegekinder der Diakonie Düsseldorf (ZFP) begleite und berate ich seit vielen Jahren sonderpädagogische Pflegefamilien, in denen Pflegekinder mit chronischen Erkrankungen und Behinderungen leben. Meine Arbeit ist dabei durch die Zusammenarbeit mit den unterschiedlichsten Akteuren sowohl des Jugend- und Rehabilitationssystems als auch des Pflege- und Herkunftsfamiliensystems gekennzeichnet.

Struktur und Organisation

Meine Außenstelle befindet sich in Bielefeld. Von hier aus erledige ich alle Aufgaben, die die von mir begleiteten Pflegefamilien mit ihren Pflegekindern betreffen. Die Familien leben in einem Radius von 200 Kilometern, und ich besuche sie in einem Rhythmus von 4-6 Wochen, in Krisensituationen selbstverständlich auch häufiger. Darüber hinaus erfolgen regelmäßige Telefonate und Email-Kontakte.

[Foto: privat]

Daneben ist meine Arbeit natürlich auch durch viel Schriftverkehr und Büroarbeit geprägt. Pflegekinder mit Behinderungen haben unweigerlich mit einem System von Ämtern und Institutionen zu tun. Pflege-und Krankenkasse, Medizinischer Dienst, Fachärzte, Frühförderung, SPZ, Vormund, Gericht, Jugendamt, Sozialamt, Förderschule, FuD, Schulassistenz um nur einige zu nennen. Hier sehe ich mich oft als Vermittlerin zwischen verschiedenen Akteuren und Dienstleistern. Zusammen mit den Pflegeeltern werden Anträge gestellt oder Widersprüche formuliert, wenn z.B. dringend erforderliche Therapien und Hilfsmittel abgelehnt werden oder bauliche Veränderungen nicht finanziert werden.

Das regelmäßige Anfertigen von Sachstandsberichten ist ein weiterer Arbeitsbereich, der der Vorbereitung der Hilfeplanung durch den Kostenträger dient. Der Bericht schildert vorrangig die sozial-emotionale und die gesundheitliche Entwicklung des Kindes, beschreibt die Kontakte zur Herkunftsfamilie und weitere Ziele.

Auswahl geeigneter Pflegefamilien

Eine mehrtägige Schulung, anschließende Einzelgespräche zur Motivation, zu wichtigen Ereignissen in der eigenen Lebensgeschichte und zur Reflektionsbereitschaft der BewerberInnen als Pflegeeltern schaffen die Grundlagen einer den Herausforderungen gerecht werdenden Aufgabe. Hier ist es wichtig, alle Familienmitglieder in den Prozess mit einzubinden, denn die Aufnahme eines nicht selten bindungsgestörten und/oder traumatisierten Kindes wird sich auf das gesamte Familiensystem auswirken.

Die Durchführung des gesamten Bewerberverfahrens liegt dabei in den Händen der FachberaterInnen. Das Verfahren ist ein für alle Beteiligten offener Prozess mit dem Ziel, gemeinsam zu klären, ob und für welches Kind die BewerberInnen eine geeignete Familie sein können. Die Bewerberarbeit ist ein Teil meiner Tätigkeit, der mir besonders gut gefällt. Ich bin immer wieder beeindruckt von den Lebensläufen der Menschen, ihren Vorstellungen, Handlungsstrategien, Visionen und ihrem Mut, sich den neuen Herausforderungen zu stellen.

Der Vermittlungsprozess

Das Kennenlernen der Kinder, für die eine Pflegefamilie gesucht wird, gehört zu den ganz besonderen Aufgaben meiner Arbeit.

Häufig sind es Jugendämter, die eine Vermittlungsanfrage für ein Kind an den ZFP richten. Nach Sichtung der Unterlagen lerne ich das Kind in seinem momentanen Lebensumfeld kennen und erstelle anschließend ein Profil des Kindes. Innerhalb des Teams oder teamübergreifend wird dann eine Vermittlungsoption gesucht.

Hat das Team entschieden, dass eine Familie für ein Kind infrage kommen könnte, stelle ich der potentiellen Pflegefamilie das Kind anonymisiert vor. Wenn es passt und der Kostenträger einverstanden ist, wird der Prozess fortgesetzt. Häufig springt der Funke schon beim ersten Sichtkontakt zwischen den potentiellen Pflegeeltern und dem Kind über, und dann können die weiteren Schritte gegangen werden. Ab diesem Zeitpunkt setzt oft eine Mischung aus Unsicherheit und Freude ein. Umso wichtiger ist es, dass ich für alle Fragen zur Verfügung stehe und verlässlich an der Seite der Pflegefamilie bin. Der weitere Verlauf gestaltet sich individuell, u.a. abhängig von den Vorstellungen aller Beteiligten (Kostenträger, Vormund, Herkunftsfamilie). Hier verstehe ich mich als Koordinatorin des Prozesses, bin für alle Ansprechpartnerin und kümmere mich um den gesamten Verwaltungsakt.

Neben der Gestaltung der Kontaktanbahnung und eines möglichen Zeitpunkts der Aufnahme führe ich, abgestimmt auf den jeweiligen Prozess, oft ein erstes Beratungsgespräch auch mit den leiblichen Eltern des Kindes.

Das Tempo des gesamten Vermittlungsprozesses soll vom Kind bestimmt werden. Es ist mir wichtig, dessen Signale und Befindlichkeiten gut im Blick zu haben. Auch der Einzug in die Pflegefamilie wird kindzentriert begleitet.

Am Aufnahmetag oder kurz danach besuche ich die Pflegefamilie, halte engen telefonischen Kontakt und bin verlässlich erreichbar. Ich entlaste die Pflegefamilie und kümmere mich um den gesamten Verwaltungsakt. Langfristig erfolgen die Hausbesuche in einem Rhythmus von 4-6 Wochen.

Beratung der Pflegefamilien

Die Beratung der Pflegeeltern dient u.a. dem Ziel, Ressourcen zu erhalten und zu erweitern. Durch die kontinuierliche Beratung werden die Pflegeeltern bei der Umsetzung ihrer verantwortungsvollen Aufgabe unterstützt.

Die Beratungsthemen sind inhaltlich vielfältig. Kinder mit entsprechendem biografischen Hintergrund werden nach einer Anfangszeit des vorsichtigen Herantastens das neue Beziehungsangebot auf vielfältige Weise „testen" und die Belastbarkeit prüfen, was für alle Familienmitglieder sehr anstrengend sein kann. Meiner Erfahrung nach ist es umso wichtiger, dass die lösungs- und ressourcenorientierte Fachberatung angenommen wird, um das Verhalten eines Kindes nicht als persönlichen Angriff zu deuten, sondern als eine impulsgesteuerte, mögliche Reaktion auf ein erinnertes Ereignis aus dessen Vergangenheit. Ich ermuntere die Pflegeeltern, sich vom Kind an die Hand nehmen zu lassen und durch dessen „Brille" zu schauen, damit die Integration ihres Pflegekindes in die Familie gut gelingen kann.

Neben den Hausbesuchen hospitiere ich mit dem Einverständnis der Pflegeeltern in den übrigen Lebenswelten der Kinder, in den Schulen und Tageseinrichtungen. Ich möchte mir ein ganzheitliches Bild von den Pflegekindern machen und sie auch in anderen Systemen erleben. Gleichzeitig nutze ich diese Gelegenheit auch, um das Verhalten von Pflegekindern zu erklären. Wie ticken Pflegekinder und warum? Besteht Interesse, berichte ich gerne über Themen wie Trauma, Bindungsstörungen und z.B. FASD. Was braucht dieses Kind ganz individuell? Ich vertrete die Haltung, dass sich das jeweilige System dem Kind anpassen muss und nicht das Kind dem System. Dabei bin ich mir bewusst, dass dies in vielen Lebensbereichen so nicht gelebt wird.

Meine Erfahrungen im Kontakt mit den beteiligten PädagogInnen und FachlehrerInnen sind oft positiv, sie erleben das Interesse an ihrer Arbeit und den lösungs- und ressourcenorientierten Austausch häufig als Bereicherung. Ich freue mich jedes Mal, wenn Pflegefamilien berichten, dass die Kinder in der Schule besser zurechtkommen. Bei Bedarf begleite ich ebenso Termine bei Fachärzten, Beratungsstellen und Behörden.

Regelmäßige Aus- und Fortbildungen ebenso wie Supervisionen zur Reflektion der eigenen Tätigkeit gewährleisten, dass wir FachberaterInnen die Pflegeverhältnisse mit hohem Fachwissen professionell beraten können.

Das Wohl der gesamten Pflegefamilie im Blick

Ein Pflegekind bekommt unweigerlich viel Aufmerksamkeit, Energie und Zeit, so dass Pflegeeltern manchmal das eigene Wohl und das der Geschwisterkinder aus dem Blick verlieren können. Meine Ausbildung als systemische Beraterin ermöglicht mir, durch den Blick von außen auf das Familiensystem meine Wahrnehmungen zu teilen. Gemeinsam lassen sich Lösungen entwickeln und Ressour-

cen aktivieren. Vertraglich vereinbarte Entlastungsleistungen gewähren den Pflegeeltern, Kraft zu schöpfen und intensive Zeiten alleine als Paar oder auch mit den eigenen Kindern zu verbringen. Der Aufbau eines Netzwerkes von verschiedenen Helfersystemen ist sehr wichtig und wird von mir unterstützt.

Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem

Ein Schwerpunkt meiner Arbeit als Fachberaterin ist die Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie des Pflegekindes. Es ist nicht üblich, dass die Eltern und die Pflegeeltern im direkten Kontakt stehen, sondern in den meisten Fällen bin ich die Ansprechpartnerin für die leiblichen Eltern. Sie haben meine Kontaktdaten und können sich jederzeit bei mir über die Entwicklung ihres Kindes erkundigen. Ich schicke ihnen Fotos, unterrichte sie über wichtige Ereignisse und hole bei Bedarf ihre Unterschrift ein. Andersherum übersende ich z.B. Geschenke und Fotos an die Pflegekinder. Die Lebensgeschichte des Kindes dient der Identitätsentwicklung des Kindes. Ziel ist es, möglichst viele Informationen über die Ursprungsfamilie des Pflegekindes zu sammeln, um zu einem entsprechenden Zeitpunkt mit dem Pflegekind seine Biografie zu bearbeiten.

Die Besuchskontakte der Pflegekinder mit den leiblichen Eltern werden von mir begleitet. Vor und nach jedem Kontakt findet ein Gespräch statt, um die Eltern auf den Termin mit ihrem Kind vorzubereiten und den Kontakt entsprechend nachzubereiten. Diese Gelegenheit nutze ich gleichzeitig, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Aus meiner Tätigkeit als sozialpädagogische Familienhelferin weiß ich, dass Eltern nach der Inobhutnahme ihrer Kinder oft keine Begleitung und Unterstützung erhalten. Die Wegnahme eines Kindes bedeutet für sie häufig einen emotionalen und sozialen Einbruch.

Gerade auch von Seiten des Herkunftssystems wird oft viel Druck aufgebaut, sich zu wehren und das Kind wiederzuholen. Die Zusammenarbeit mit den leiblichen Eltern ist aber nur dann hilfreich im Sinne des Pflegekindes, wenn die Herkunftseltern sich gesehen fühlen. Dank einer respektvollen Haltung: ihnen gegenüber kann es oft gelingen, dass Widerstände abgebaut werden und dass sie akzeptieren, dass ihr Kind in der Pflegefamilie Entwicklungschancen hat, die sie nicht hätten ermöglichen können. Wenn wir erreichen, dass alle Beteiligten den Besuchskontakt entspannt gestalten und sich das Pflegekind sicher fühlt, ohne dass es einem Loyalitätskonflikt ausgesetzt ist, fördert dies die Entwicklung des Pflegekindes. Das beste Indiz ist die Rückmeldung der Pflegefamilie, wenn schlaflose Nächte und Aggressionen nach einem Besuchskontakt kein Thema mehr sind.

Vernetzung

Regelmäßige, regionale Gruppentreffen der Pflegeeltern dienen der Vernetzung der Pflegefamilien untereinander und sind konzeptionell durch den ZFP festgelegt.

Die von meiner Kollegin und mir angeleiteten regelmäßigen Gruppentreffen ermöglichen einen gemeinsamen Erfahrungsaustausch, Fallbesprechungen untereinander, gegenseitige Unterstützung sowie professionelle Hilfestellung. Sie dienen dem Informationsaustausch über den Sachstand in den Familien und dem Aufgreifen von fachlichen Themen, die wir FachberaterInnen vorbereiten. Hier zeigt sich deutlich, dass ein hoher Bedarf des Austausches besteht und dass Informationen konstruktiv genutzt werden.

Ergänzt wird das Angebot des ZFP durch ein breites Spektrum von Bildungsveranstaltungen, Fachvorträgen, Supervision und Workshops, die fortwährend zur Erweiterung der Fachkompetenz unserer Pflegeeltern beitragen. Daneben sorgen Familienausflüge, Sommerfeste, Geschwisterfreizeiten, Mütter-und Väterwochenenden und viele Veranstaltungen mehr für das Pendant, nämlich Spaß und Leichtigkeit. Alle genannten Veranstaltungen werden von den FachberaterInnen mit hohem Engagement mitgestaltet, unterstützt von geschulten KinderbetreuerInnen. Dabei macht es große Freude, mitzuerleben, wenn sich die Familien wohlfühlen und den gemeinsamen Austausch genießen.

Resümee

Es ist die große Vielfalt meines Arbeitsfeldes mit seinen unterschiedlichen Anforderungen und Lebenswelten, von denen ich Ihnen einen Teil vorgestellt habe und die meinen beruflichen Alltag so abwechslungsreich und auch herausfordernd gestalten. Aber vor allem gefällt mir, das Aufwachsen der Kinder und ihre Entwicklungsschritte begleiten zu dürfen. Besonders berührt mich, wenn ein Kind der Diagnose nach dieses oder jenes gar nicht entwickeln dürfte und dank der Förderung und Liebe der Pflegefamilie all das entgegen der Prognose doch erlernt. Fast schon wunderbar ist es für mich, zu erleben, wenn sich bei einem Kind, bei dem eine verkürzte Lebenserwartung prognostiziert worden ist, diese nach Aufnahme in die Pflegefamilie nicht bewahrheitet.

Ein Pflegekind mit Behinderung aufzunehmen stellt eine große Herausforderung für alle Beteiligten dar, die viel Freude bereitet und Kraft erfordert. Wenn ich dazu beitragen kann, dass diese Aufgabe durch meine Begleitung Unterstützung erfährt und Systeme kindzentriert agieren, dann konnte ich der Pflegefamilie ein Stück Weg ebnen, dann konnte ich dem Kind eine Stimme geben. Eine sehr erfüllende Aufgabe!

Zur Autorin

Petra Mühlenhöver hat mehrere Jahre als Kinderkrankenschwester sowohl im klinischen und ambulanten Bereich als auch in einer Kurzzeitpflegeeinrichtung für Kinder mit Behinderungen gearbeitet, bevor sie dann viele Jahre als Sozialpädagogische Familienhelferin in der Kinder- und Jugendhilfe tätig war. 2013 hat sie zur Diakonie Düsseldorf gewechselt, wo sie seither als Fachberaterin beim ZFP arbeitet.

Die Diakonie Düsseldorf gründete 2001 das Hilfeangebot des ZFP, um Kindern mit chronischen oder unheilbaren Erkrankungen und Behinderungen, die nicht in ihrer Herkunftsfamilie leben können, die Chance zu eröffnen, in der Geborgenheit einer Familie zu leben und aufzuwachsen. Heute betreuen die Mitarbeitenden des ZFP regional und überregional rund 300 Pflegekinder und ihre Familie.

Wir sind für Sie/Euch da!

Von der Arbeit aus der Geschäftsstelle

Von Rita Leser und Heike Nordmann

Auch wir in der Geschäftsstelle haben uns diesen besonderen Zeiten angepasst. Wir arbeiten teilweise räumlich getrennt. Heike Nordmann im Homeoffice, Rita Leser weiterhin im Büro des Bundesverbandes in Papenburg. Heute möchten wir Ihnen von unserer Arbeit berichten

Ich, Rita Leser, werde nie vergessen, wie ich die erste Familie des Bundesverbandes kennenlernen durfte. Eine Pflegemutter trug ihren schwerstbehinderten Pflegesohn unsere sehr schmale Treppe in unserer damaliges Büro in der Großen Straße in Aschendorf hinauf, quer, da sich der Junge sehr überstreckte. Sie berichtete uns aus ihrem Alltag und den Schwierigkeiten mit der Krankenkasse. Und ich werde nie vergessen, wie ich zum ersten Familientreffen des Bundesverbandes nach Herbstein fuhr. Die besondere Stimmung in der Gemeinschaft der Pflegefamilien. In Herbstein durfte ich auch das erste Pflegekind persönlich kennenlernen, bei dessen Vermittlung ich in der Geschäftsstelle helfen konnte. Wir kamen in unseren Bungalow, und im Flur stand ein Kinderwagen. Meine damalige Kollegin und ich schauten uns an. „Das muss er sein!"

Ich bin gelernte Verwaltungsfachangestellte und seit dem 1. Oktober 1998 beim BbP angestellt. Zu meinen Hauptaufgaben beim Bundesverband gehören unter anderem die allgemeinen Verwaltungsaufgaben, die Mitglieder- und Abonnentenverwaltung, die Erstellung der Zeitschrift mittendrin und die Buchhaltung.

Am 1. Juli 2008 habe ich, Heike Nordmann, als Heike Doeden beim Bundesverband behinderter Pflegekinder angefangen. Nach und nach arbeitete mich Rita Leser in die Vermittlungshilfearbeit ein. Ich bin erst für ein Jahr als Vertretungskraft für meine Vorgängerin Anja Potthast gekommen, mit der Zeit wurde ein festes Arbeitsverhältnis daraus. Mein erstes Familientreffen war im Jahr 2009, an dem ich mit meiner damals dreijährigen Tochter Jacqueline teilnahm. Es war beeindruckend, wie liebevoll alle miteinander umgingen (und es immer noch machen). Jacqueline war in dem Jahr noch sehr zurückhaltend und verbrachte die Zeit am liebsten unter meinem T-Shirt. Im Laufe der nächsten Jahre wurde sie immer offener, besonders den schwerst-mehrfach behinderten Kindern gegenüber, und man verspürt mittlerweile eine Normalität. Wir beide freuen uns jedes Jahr auf das Familientreffen, das leider in diesem Jahr aufgrund der Corona-Situation nicht stattfinden kann.

Neben der Planung der Veranstaltungen und dem Schreiben der Spendenquittungen und einiger anderer Aufgaben ist meine Haupttätigkeit die Vermittlungshilfe, die mir sehr viel bedeutet. Viele Familien konnte ich im Laufe der letzten fast 12 Jahre kennenlernen, sei es persönlich oder „nur" am Telefon. Bei über 130 Vermittlungen konnte ich die Jugendämter unterstützen. Es ist oft sehr mitreißend, die Lebenswege der Kinder und der Familien zu erfahren. Viele Familien begleite ich in der Vermittlungshilfe jahrelang, mal mehr mal weniger erfolgreich …

Geschichte der Geschäftsstellen

Erinnerungen von Gerhard Roos

Nach der Gründung des Verbandes 1983 gab es nur drei Vorstandsmitglieder, zwei davon teilten sich die Geschäftsführung, der Vorsitzende **Peter Bartnik** und sein Stellvertreter **Dieter Schink**. Nach der Wahl Irene Hubers als Vorsitzende übernahm Peter ehrenamtlich alleine die Geschäftsführung, im Dachbüro in seinem Haus in Papenburg-Nenndorf. Die behielt er auch nach meiner Wahl 1990 bis 1992.

Ab 1990 hatten wir ein Büro in der von-Galen-Straße in Aschendorf, das damals noch zu Papenburg gehörte. Neben unserer erfahrenen Stundenkraft **Ulrike Bollmann** begann dort zum November **Mariam Naggar** als sozialpädagogische Anerkennungspraktikantin, die sich sehr schnell in die Vermittlungshilfe einarbeitete und die unerwartete Flut der Anfragen aus den neuen Bundesländern ein Jahr lang kompetent bewältigte. Gut, dass es ruhiger wurde, noch bevor dieses Jahr zu Ende war.

Inzwischen hatten wir Anfang 1992 in Bernau bei Berlin eine Außengeschäftsstelle einrichten können, da wir auf begrenzte Zeit Mittel der Aktion Mensch und der Robert-Bosch-Stiftung dafür verfügbar hatten. Dieses Büro saß zuerst in einem Zimmer eines unbewohnten gammeligen Pfarrhauses, konnte aber etwa nach einem Jahr in die Räume einer verwaisten Poliklinik umziehen. Leiterin war **Jutta Klawitter**, teilzeitig intensiv beteiligt **Elge Trebesch**.

Conny Heinitz war das verantwortliche Vorstandsmitglied und arbeitete oft selbst mit. Diese Außenstelle übernahm zeitweise die noch heftig brodelnde Vermittlungshilfe in den neuen Bundesländern, unterstützte aber vorwiegend die dortigen Landes- und Kreisbehörden. Oft war das ein äußerst schwieriges Unternehmen! Als die Förderungen beendet wurden, musste der Verband Frau Klawitter entlassen. Im Ehrenamt hat sie dann mit Conny Heinitz zusammen den inzwischen gegründeten Landesverband Berlin-Brandenburg lebendig gehalten, der dann 2005 aufgelöst wurde. Heute haben wir die Regionalgruppen.

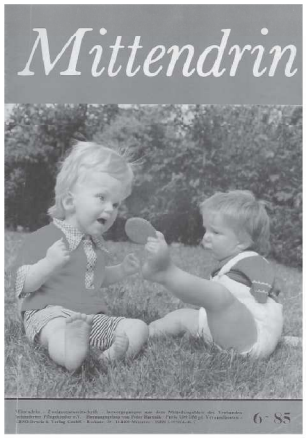
Bereits Anfang Juni 1991 hatte in Aschendorf **Monika Spinn** Frau Bollmann abgelöst, die aber nach ihrer Babypause einige Zeit wieder stundenweise half. 1993 bekam Ulrike Bollmann dann eine Nachfolgerin in Teilzeitfestanstellung: **Anja Potthast**. Kurz danach zog die Geschäftsstelle um, zu unserem Leidwesen aus dem rollstuhlgerechten Büro in der Stadtmitte in eines am Stadtrand von Aschendorf, Große Straße 100, das nur über eine steile Treppe erreichbar war. Ulrike Bollmann half emsig beim Umzug, weil Anja Potthast durch einen Bänderriss eingeschränkt war, der sie länger arbeitsunfähig machte.

Aus Monika Spinn wurde 1995 Frau **Zuidema-Spinn**. 1998 wurde sie dann nach siebeneinhalbjähriger Tätigkeit durch **Rita Leser** ersetzt. Die Leitung der Geschäftsstelle übernahm Anja Potthast. Nach dem plötzlichen Tod Peter Bartniks im Mai 1999 fehlte den beiden in der Geschäftsstelle der fernmündliche Ratgeber für die extrem schwierigen Dinge. Auch das war eine Umstellung.

Anfang September 2002 bin ich dann mit Frau Potthast und ihrem Ehemann trauriger Teilnehmer der Beerdigung unserer Monika Zuidema-Spinn gewesen, die einer schweren Erkrankung erlegen war und ihre junge Familie, ihren Mann und zwei Kinder, mutterlos zurücklassen musste.

Im Juli 2006 wanderte die Geschäftsstelle in die Innenstadt der Kernstadt Papenburg, Kirchstraße 29. Das Büro ist mit einem ordentlichen Aufzug erreichbar und eine Art WG mit einer Caritas-Schwangeren- und Konfliktberatung. Der moderne Bau ist bis heute eine sehr gute Lösung. Im Frühsommer 2008 hat sich dann Anja Potthast fast unauffällig in ihre neue Rolle als Vollzeitpflegemutter verabschiedet. Ihre Nachfolgerin wurde sofort **Heike** Doeden, die uns mit der Leiterin Rita Leser bis heute als Heike **Nordmann** erhalten geblieben ist.

Wenn man bedenkt, was ohne entsprechende Vorbildung - außer Mariam Naggar und Jutta Klawitter - alle diese Frauen geleistet haben und leisten, kann man uns Mitglieder zu diesen großartigen Mitarbeiterinnen in den Geschäftsstellen nur beglückwünschen. Ihnen allen miteinander ein herzliches Dankeschön!



Der erste Rundbrief des BbP, Ausgabe 1/1985 und, daraus entstanden, die erste mittendrin, Ausgabe 6/1985

„Autistenrudel“

Von Kerstin Held

Als ich das Licht der Welt erblickte, befand ich mich mit meinen sechs Geschwistern in einer Wurfkiste. Nach ein paar Tagen machte ich die Augen auf und dachte: „Wow, hallo Welt!“ Dass es nur das Welpenzimmer war, konnte ich ja nicht ahnen.

Die ersten sechs Wochen meines Lebens waren ziemlich eintönig und langweilig: essen, schlafen, verdauen, spielen und alles wieder von vorne. Leider ist mein kleiner Bruder dann gestorben. Er war zu klein und ganz schwach.

Dann gab es da eine Frau, die haben die Zweibeiner „Marion“ genannt, und die kam jeden Tag zu uns. Sie begutachtete uns, beobachtete und versorgte unsere Mutter. Zwischendurch kam so ein Typ, der uns alle einen ordentlichen Schrecken einjagte, als er uns eine Nadel ins Fell stach. Den Mann fand ich wirklich bescheuert. Nachdem der da war, bekamen wir immer so eine olle Paste von Marion ... Pfui! Die war ekelig! Sie sprachen von Wurmkur und Würmern. Mann, Äpfel haben Würmer, aber Hunde? Euer Ernst?

Ich kann Euch sagen, meine Mama war echt streng. Ich bin die Erstgeborene im Wurf und habe eine ziemlich große Klappe gehabt. Also bekam ich auch ordentlich Ansagen. Schon sehr früh musste ich auf meine nervigen Geschwister mit achten und echt was aushalten. Warum? Naja, weil ich es wohl von Anfang an gut konnte.

Neben unserer kleinen Familie gab es noch viele andere Hunde bei Marion. Große, kleine und laute Hunde. Manche waren schon ganz alt und waren der Chef. Aber der Oberboss war Marion, das habe ich schnell verstanden. Wir mussten lernen, gemeinsam zu essen, ohne zu zanken, und wenn es Ärger gab, dann kam die Stimme von hinten: „Schluss! Wollt ihr wohl sofort aufhören!“ Ich musste also auf meine kleinen, nervigen Geschwister aufpassen, lernen zu warten, Respekt haben, das Rudel verstehen, neue Rudel akzeptieren und dann noch diese Menschen deuten.

Eines Tages kam da eine Frau, und die hat lange mit Marion gesprochen. Sie sprachen über kleine Zweibeiner und besondere Herausforderungen. Ich hingegen freute mich nur über das neue Gesicht und verstand nur „Bahnhof“. Ihr müsst wissen, dass Marion gut schaut, welcher Vierbeiner zu welchem zweibeinigen Rudel passen kann. Ich passte wohl besonders gut in ein Menschenrudel mit sogenannten „Autisten“. Keine Ahnung, was das nun wieder für eine Rasse war, aber sie musste etwas ganz Besonderes sein. Zurück zu dieser Frau, die wohl zu dem Menschenrudel mit den „Autisten“ gehörte. Sie hatte sich einen meiner Brüder ausgeguckt, und Marion erklärte ihr, dass wohl besser die Erstgeborene aus dem Wurf passen würde.

Von dem Tag an nahm Marion mich immer öfter aus dem Rudel, übte mit mir tolle Sachen und ging mit mir zu einem großen Platz. Das war wohl ein Klassenzimmer, und sie nannten es Hundeschule. Meine Güte, waren da schräge Vögel auf vier Pfoten, und jeder hatte seinen Zweibeiner mit. Das war richtig anstrengend dort, und wie in jeder Klasse gab es Streber, Großmäuler und die faulen Kollegen. Manchmal quatschten die Zweibeiner soviel, dass es für meine Hundeohren kaum zu ertragen war. „Greta, hier!“, kam dann der erlösende Ruf, und ich durfte zu Marion. So ging es, bis ich fast sechs Monate alt war. Man könnte es als Grundschule bezeichnen.

Dann kam der Tag, der alles veränderte. Ein großer, weißer Bus hielt vor unserem Zuhause, und die Frau von dem „Autistenrudel“ kam zusammen mit einer anderen Frau. Marion holte mich, und ich war so aufgeregt, weil ich spürte, dass etwas anders war als sonst. Ich bekam ein neues Halsband und eine lila Leine. Dann ging Marion mit mir los und redete die ganze Zeit mit den Frauen. Dann gab sie das Leinenende an eine dieser Frauen.

Naja, dieser Mensch am anderen Ende der Leine gab sich echt Mühe, aber es fühlte sich so anders an wie bei Marion. Die Stimme war anders, die Bewegungen und der Geruch. Diese Schulstunde sollte wohl bald vorbei sein und ist vielleicht sowas wie Fremdsprache lernen…

Wieder zurück in meiner gewohnten Umgebung wurde mich schnell klar, dass nichts mehr so sein wird, wie es mal war. Ein kurzer Abschied, und schon war ich in dem weißen Bus. Ich hatte große Angst, weil ich den Bus nicht kannte. Autofahren hatte Marion mir schon beigebracht, aber eben nur das Auto und nur Marion. Die Autofahrt schien unendlich lang, und ich musste sogar brechen. Aber keiner war mir böse. Irgendwann war der Motor aus und wir waren irgendwo. Die Geräusche, die Gerüche, alles war mir fremd. Wir gingen in ein Haus, und da war es: das „Autistenrudel"!

Das Haus war voller Zweibeiner, und alle waren aufgeregt und zeigten ihre Zähne. Sie nannten es Lachen … Ich dachte nur: Jetzt bloß die Ruhe bewahren! Ich schwöre, das war gar nicht so leicht. Aber die Frau, die ich schon von früher kannte, beschützte mich und wusste ziemlich genau, was zu tun ist. Schnell wurde es Abend, und dann kam die erste Nacht. Ich habe wirklich schlimmes Heimweh gehabt und geweint. Aber da war diese Frau, und die war gut zu mir. Nach ein paar Tagen wurde es besser, und ich fing an zu begreifen, dass dies wohl mein neues Rudel sein muss.

Vieles erinnerte mich an meine Kindheit und an das, was ich bei Marion gelernt hatte. Ich lernte schnell, die Wutausbrüche und das Geschrei des Mädchens im Rudel zu deuten, und wusste, wie ich reagieren muss. Durch meine gute Prägung und meinen Grundcharakter blieb ich gelassen. Nach einiger Zeit gelang es mir sogar sehr gut, für dieses Mädchen da zu sein. Ich glaube, sie und ihr Bruder sind reinrassige Autistenzweibeiner. Manchmal sitzen die auf so Sesseln. Und weil sie wohl auf zwei Beinen nicht gut klarkommen, haben sie zwei große und zwei kleine Räder an dem Sessel. Damit kommen sie dann vorwärts. Naja, ich will ja nichts sagen, aber als Vierbeiner wäre ihnen das nicht passiert.

Heute bin ich ein echter Begleithund, und ich liebe meinen Job und meine Familie. Es ist eine besondere Familie, denn alle Familienmitglieder kommen von irgendwoher und haben erst ihren Platz finden müssen, genauso wie ich.

Eure Greta – Ein Goldendoodel

Fotos: Kerstin Held

Akzeptiert und geliebt

Von Marcel

Mein Name lautet Marcel oder einfach „Marci". Ich bin im Februar 2000 im Alter von 6 Jahren als Pflegekind zu Familie Timmermann gekommen. Anfangs hatte ich ziemlich heftige Probleme damit, mich mit der neuen Situation abzufinden. Das zeigte sich sehr massiv an dem einen oder anderen schweren Ausraster. Doch Waltraud und Uwe standen stets hinter mir und haben mich immer wieder aufgebaut und ermutigt, nicht aufzugeben.

Durch ein Anti-Aggressions-Training habe ich dann immer mehr gelernt, mit meiner unkontrollierten Wut umzugehen und diese zu mäßigen. Meistens hatte ich es dann auch unter Kontrolle. Meine Pflegeeltern Waltraud und Uwe Timmermann, die ich mittlerweile als meine Eltern sehe und auch Mama und Papa nenne, halfen mir, meinen schwierigen Weg durch die Schule zu bewältigen, und ich habe dank der Hartnäckigkeit und der vielen Unterstützung sogar einen guten Schulabschluss erlangt. Zu den leiblichen Kindern von Waltraud und Uwe hatte ich sofort einen guten Draht, und ich werde von ihnen als Bruder akzeptiert und geschätzt.

Nach meiner ersten Ausbildung bin ich dann nach 15 Jahren in meiner Familie in meine erste eigene Wohnung gezogen.

Nur dank meiner Eltern ist das möglich gewesen, weil sie nie aufgehört haben, an mich zu glauben. Die Zeit, die ich dort in der Familie erleben durfte und noch weiterhin erleben darf, ist grandios, voller Liebe, Mitgefühl und Zuneigung – all das, was ich vorher nicht kannte und bei Waltraud und Uwe kennenlernen und erfahren durfte.

Nun ein paar Dinge über meine großartigen kleinen Schwestern.

Im Jahr 2003 kam Ilayda zu uns in die Pflegefamilie. Ilayda haben wir aus Berlin aus einer Kurzzeitpflege zu uns geholt. Ich durfte mit nach Berlin und hatte dadurch sogar einen Tag schulfrei. Was mich damals natürlich sehr gefreut hat. Doch was noch viel schöner war: Ich habe Ilayda sehr schnell in mein Herz geschlossen, auch wenn sie schwerstmehrfachbehindert ist. Sie war und ist seitdem meine Schwester, und ich liebe meine kleine Schwester sehr. Ilayda und ich haben eine sehr starke Bindung aufgebaut. Ich bin einer der wenigen, der Ilayda zum Lachen bringt, selbst wenn es ihr nicht gut geht. Wenn ich Waltraud und Uwe zwischendurch besuche und ich Ilayda nicht als erstes ,,Hallo" sage, dann ist sie sogar beleidigt und zieht eine Schmollschnute. Aber mit ein paar „Hampelmann"-Bewegungen ist alles wieder vergessen, und sie freut sich sehr, dass ich zu Besuch bin.

Im Jahr 2008 kam dann Marie zu uns in die Pflegefamilie. Ich kann mich noch ganz genau an den Tag erinnern, als die kleine Marie in ihrem Maxi-Cosi auf dem Teppich im Wohnzimmer saß und schlief. Natürlich habe ich erstmal gefragt, wer das ist. Mama und Papa hatten natürlich schon erzählt, dass ein kleines Mädchen kommen wird, aber es kam dann doch plötzlich, und nun war sie auch Teil der Familie. Trotz ihres übergroßen Kopfes hatte Marie schon damals ein Lächeln drauf, was jedem sofort das Herz zum

Schmelzen brachte. Man konnte nicht anders als sie zu lieben. Marie hat sehr viel Willenskraft und einen erstaunlichen Drang, am Leben bleiben zu wollen – so wie eines Nachmittags, als Waltraud mich anrief, ich müsse ganz schnell kommen, Marie atmet nicht mehr. Ich bin sofort zu meinen Eltern gefahren und habe gesehen, wie Waltraud Marie reanimierte, um Marie wieder zurückzuholen. Dies brach mir fast das Herz, und ich war froh, dass Waltraud es geschafft hat, Marie zurückzuholen. Marie kam ins Krankenhaus und kämpfte eine ganze Zeit. Doch sie hat sich durchgekämpft und hat den Ärzten, die damals sagten, Marie würde nicht lange leben, das Gegenteil bewiesen und ihnen gezeigt, dass sie mit ihrer Prognose falsch lagen.

Marie, die angeblich nie etwas können wird und nur ein „Schrei-Kind" sein sollte, ist der aufgeweckteste und lebensfrohste Mensch, den ich je gesehen habe. Sie spielt selbstständig auf ihrem Tablet ihre Musik ab, die sie hören möchte. Sie verteilt tausend Handküsschen, und wehe, man erwidert diese nicht. Marie animiert einen zum Klatschen, und man freut sich einfach gerne mit ihr.

2014 kam Anni zu uns in die Familie.

Anni war am Anfang sehr ängstlich und wollte nichts essen und nichts trinken. Zunächst konnte ich nicht viel mit ihr anfangen, da sie Angst vor fremden Personen hatte und keine Nähe zulassen konnte. Dies hat mich anfangs sehr verletzt. Doch nach und nach fand sich

Anni in unserer Familie wohler und wohler, und schließlich mochte sie mich dann auch. Anni entwickelte sich weiter, lernte sprechen, und sie läuft mittlerweile an einer Hand geführt selbständig. Auch Anni freut sich immer, wenn ich mal zu Besuch vorbeischaue. Anni geht gern mit mir spazieren, und sie freut sich, wenn ich mit ihr herumalber und wir Quatsch machen.

Dadurch, dass meine Eltern auch Kinder mit Besonderheiten aufgenommen haben, hat sich meine Sicht auf Menschen mit Behinderung sehr verändert. Jeder wird akzeptiert und geliebt, egal wie man ist und egal welche Macken man hat. Keiner wird ausgegrenzt, und vor allem hat jeder ein Recht darauf, geliebt zu werden. Ebenso hat jeder ein Recht auf das Leben.

Fotos: Waltraud Timmermann

Ich bin der festen Überzeugung, dass Kinder wie Ilayda, Marie, Anni und auch ich uns nur so entwickeln konnten, weil meine Eltern Waltraud und Uwe uns so viel Zeit, sehr viel Liebe, extrem viel Geduld, sehr viel Durchhaltevermögen und Stärke geschenkt und geopfert haben. Ohne Waltraud und Uwe würde es uns vermutlich nicht mehr geben, oder wir hätten uns zum Schlechteren entwickelt. Und ich wünsche mir für alle Kinder, die nicht bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen können, dass sie dies erfahren dürfen.

Ich bin meinen Eltern sehr, sehr dankbar – so sehr, das ich es gar nicht in Worte fassen kann. Waltraud und Uwe, ihr habt meinen größten Respekt, und ich bin jeden Tag glücklich, euch meine Eltern nennen zu dürfen. Ihr seid für mich die Größten, und ich bin froh, dass ihr mich damals aufgenommen habt. Ebenso bin ich dankbar, dass ihr nach mir und trotz mir noch meine Schwestern aufgenommen habt. Ihr seid für mich die besten Pflegeeltern und Eltern, die man haben kann!

Liebe Grüße
Euer Marci

gemalt von Jacqueline

Was wäre, wenn ...

Von einer Pflegemutter

Was wäre, wenn – ja, das habe ich mich schon so oft gefragt. Was wäre, wenn ich dem Kind – inzwischen eher ein Jugendlicher – eine Auszeit schenken, er einfach einmal zur Ruhe kommen dürfte?

Keiner sieht ihm seine Behinderung an, aber gerade deshalb leidet er. Viel, viel mehr als viele andere. Auch, weil oft das Verständnis für ihn fehlt, sein Handeln Grenzen überschreitet.

Sein Alltag ist geprägt von Unruhe, Stress, alles unter Kontrolle zu bringen, andere zu beobachten, um ständig in deren Geschehen eingreifen zu können. Dazu kommt noch das Bestreben, alles besitzen zu müssen, und der Stress, sich Wege und Möglichkeiten zu erschließen, um an sein Ziel zu gelangen.

Dabei verliert er sich, kann sich selber nicht helfen, nicht daraus lernen, und das Alltägliche, völlig Banale wie zum Beispiel Zähneputzen wird schon zu einer Herausforderung an Konzentration und kostet unendlich Kraft, ist für ihn nicht zu schaffen. Nicht abzuschweifen, im Thema bleiben, für viele schwer, für ihn oft unlösbar.

Freunde finden – wie? Welcher Gleichaltrige wäre da nicht überfordert?

Was wäre, wenn ...

Hilfe? Wir als Pflegeeltern stehen ihm sehr zur Seite, unsere Betreuer ebenfalls, die Schule, seine Lehrer, in unserem Fall unglaublich toll und kompetent. Trotzdem wird die Grenze des Machbaren oft überschritten.

Die aber, die helfen könnten, tun es nicht. Die Voraussetzungen sind erfüllt, aber die zuständigen Behörden tun sich einfach schwer mit Behinderungen, die man nicht sofort sehen kann. Aber sollten sie, als Fachleute, es nicht besser wissen? Kann eine Behörde eigentlich auch das Kindeswohl gefährden?

Was wäre, wenn ...

Dann kommt die Pubertät hinzu. Das Chaos übermächtig, es zu händeln bringt ihn an den Rand seiner Kräfte. Er kann nicht mehr.

Was wäre, wenn ...

Dann kommt Corona. Der Virus, der uns schon seit Wochen beschäftigt. Wir haben kein Medikament gegen dieses neue Virus, diese furchtbare Erkrankung Covid-19.

Was wäre, wenn ...

Der Shutdown ist da. Plötzlich ist alles anders. Dieser Jugendliche kommt zur Ruhe, er fährt runter, entspannt sich. Endlich wird er wieder glücklich, muss nicht krampfhaft Freunde finden, sich nicht mit so vielen Dingen gleichzeitig auseinander setzen. Das Homeschooling macht ihm Spaß. Er kann deutlich besser arbeiten, sich besser konzentrieren. Er schläft ruhiger, ist ausgeglichener. Habe ich schon erwähnt, dass er glücklich ist?

Auch wenn er natürlich noch immer seine „unsichtbare Behinderung“ hat, sind deren Auswirkungen deutlich reduziert. Er bekommt wieder Luft und etwas Freude am Leben. Und wir als Eltern und Familie freuen uns unglaublich mit ihm und genießen jeden Tag unserer intensiven Zeit einfach. Es gibt das Highlight des Tages, einfach unbeschwert zusammensein, schöne Dinge machen, zusammen arbeiten. Es muss nichts Besonderes sein, es muss nur Freude bringen.

Was wäre, wenn ...

Es wäre so schön gewesen, wenn es nicht eine furchtbare Krankheit gewesen wäre, die dies alles möglich gemacht hat.

Wir wünschen uns – und werden auch weiterhin unermüdlich daran arbeiten, dafür kämpfen –, dass all dies auch ohne einen Shutdown für ihn möglich wird. Dass wir das Glück und die Freude für ihn endlich auch in seinen Alltag holen können.

Dass Kinder, junge Menschen mit einer „unsichtbaren Behinderung“, mehr in den Blick genommen werden und sie nicht nur als pädagogisch auffällig oder als Systemsprenger abgeschrieben und abgestempelt werden.

Sind das nur Träume?
Aber – was wäre, wenn nicht?

Stimmt Ihre Adresse noch?

Bitte teilen Sie uns Anschriftenänderungen bzw. Änderungen der Bankverbindung rechtzeitig mit!

Bücherecke

FASD - Fetale Alkohol-spektrumsstörungen

Auf was ist im Umgang mit Menschen mit FASD zu achten? Ein Ratgeber

76 Seiten
katoniert
3. Auflage
ISBN 978-3-8248-0888-5
9,40 Euro
Schulz-Kirchner Verlag

Alkohol in der Schwangerschaft schädigt das Ungeborene. Es entstehen körperliche, geistige und seelische Beeinträchtigungen, die das Kind lebenslang begleiten. Der Fachbegriff für dieses Krankheitsbild heißt Fetale Alkoholspektrumstörungen (englisch: fetal alcohol spectrum disorder), abgekürzt FASD.

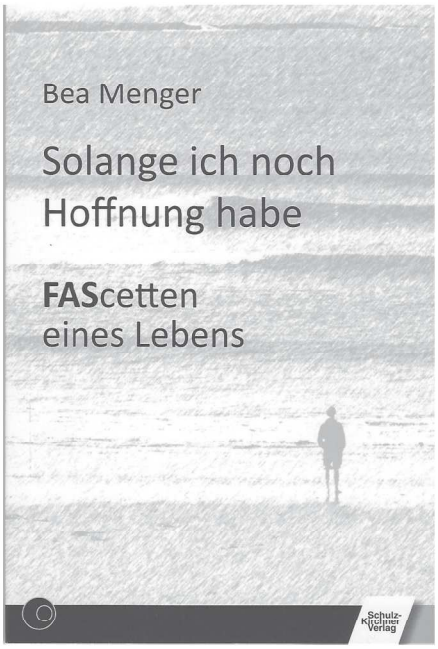
Wenn ein Kind mit FASD auf die Welt kommt und sich nicht altersentsprechend entwickelt, müssen Eltern/Erzieher, Therapeuten sowie alle seine Bezugspersonen im Umgang häufig andere Wege gehen. Was sich so einfach liest, ist beschwerlich und mühsam, und oft genug fühlen sich Eltern/Bezugspersonen/Betreuer auf diesem Weg allein gelassen.

Jedoch gibt es Menschen, die diesen Weg bereits gegangen sind, die Wegweiser in schweren Zeiten sein können und möchten. Sie haben sich daher bemüht, in diesem Ratgeber Hinweise und Informationen zum Umgang mit Menschen mit FASD zu geben.

Bea Menger

Solange ich noch Hoffnung habe - FAScetten eines Lebens

108 Seiten
katoniert
1. Auflage
ISBN 978-3-8248-1207-3
15 Euro
Schulz Kirchner Verlag



Dieser Erfahrungsbericht ist die Geschichte einer Pflegemutter, die ihr Pflegekind mit FASD vom Baby- bis ins Erwachsenenalter begleitet hat und noch heute begleitet. Eine Geschichte über Freude und Trauer, über positive Entwicklungen im Wechsel mit schwierigen Zeiten, aber auch über Steine, die den Pflegeeltern in den Weg gelegt wurden, über eine sehr späte Diagnose und den Weg dahin - bis heute. Sie zeigt eindringlich, wie wichtig eine frühe Diagnose ist. Ein Buch nicht nur für Eltern von Kindern mit FASD.

Bea Menger ist verheiratet und Vollzeitmutter aus Überzeugung. Sie hat vier erwachsene Kinder, ihr jüngster Sohn hat FAS. Ihren behinderten Pflegesohn begleitet sie bis heute. Bea Menger engagiert sich im Verein FASD Deutschland e.V.

Annika Lang
Nicola Maier-Michalitsch

Leben pur: Spielen bei Menschen mit komplexer Behinderung

256 Seiten
ISBN 978-3-945771-20-4
11 Euro für Mitglieder
17,40 Euro für Nicht-Mitglieder
2020
Verlag selbstbestimmtes Leben

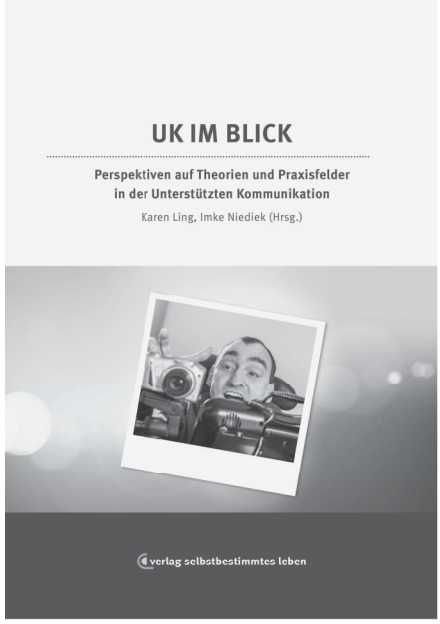
Spielen ist ein Grundbedürfnis aller Menschen, das für die menschliche Entwicklung in allen Lebensphasen von zentraler Bedeutung ist. Das Spiel gibt Raum zur Auseinandersetzung mit den eigenen Emotionen, lässt uns Fähigkeiten entdecken, die wir von uns noch nicht kannten, und es gibt uns die Möglichkeit, die Komplexität der Umwelt auf eine besondere Weise zu erfassen. So fördert Spielen die Ich-Identität und Kreativität. Häufig erfahren Menschen mit Komplexer Behinderung in ihrem Alltag, der oft durch Pflegesituationen und therapeutische sowie pädagogische Förderung geprägt ist, nur wenig Gelegenheiten, dem Grundbedürfnis nach einem zweckfreien Spiel nachzugehen. Auch ist es Menschen mit sehr schwerer Behinderung meist nicht möglich, herkömmliche Spielgegenstände zu greifen oder gängige Spielregeln zu verstehen. Um für Menschen mit Komplexer Behinderung den Zugang zum Spielen zu ermöglichen, verlangt dies von Fachkräften vor allem, wachsam für versteckte, nicht eindeutige Spielimpulse zu sein. Mit den interdisziplinären Beiträgen in diesem Buch werden vielfältige Ideen bereitgestellt, Spielräume für Menschen mit Komplexer Behinderung zu gestalten. „Spiel-Räume“, die frei von normativen Vorstellungen der pädagogischen, pflegerischen und therapeutischen Praxis sind und für diese Personengruppe einen selbstbestimmten Handlungsraum eröffnen.

Imke Niediek
Karen Ling

UK im Blick: Perspektiven auf Theorien und Praxisfelder in der Unterstützten Kommunikation

416 Seiten
ISBN 978-3-945771-21-1
20 Euro für Mitglieder
29,90 Euro für Nicht-Mitglieder
2019
Verlag selbstbestimmtes Leben

Unterstützte Kommunikation ist aus dem Alltag vieler Menschen nicht mehr wegzudenken, unabhängig davon, aus welchem Blickwinkel man schaut. Das Besondere und Wertvolle an UK ist genau durch diesen Facettenreichtum gekennzeichnet: Unterschiedliche Professionen greifen in den unterschiedlichsten Lebenssituationen Betroffener



auf die verschiedensten Methoden in ganz und gar einzigartiger Weise zurück, um ergänzende oder ersetzende Kommunikationsformen anzubieten und zu fördern und damit dem Grundbedürfnis nach Kommunikation gerecht zu werden.

Das Buch vereint viele unterschiedliche Standpunkte, von denen aus UK in den Blick genommen werden kann. Es werden unterschiedliche Methoden in den Blick gerückt und unterschiedliche Hilfsmittel und Herangehensweisen unter die Lupe genommen.

Fotos: Kerstin Held

Formulare

Durch Ihren Beitritt als Mitglied oder als Förderer des Bundesverbandes behinderter Pflegekinder e.V. tragen Sie konkret dazu bei, Kindern, die behindert und zusätzlich elternlos sind, zu helfen, eine Familie zu finden.

Mit einem **Mindest-Jahresbeitrag** von

80,- € für Einzelpersonen
90,- € für Familien und Ehepaare
135,- € für Vereine und Vereinigungen
30,- € für Förderer

können Sie Mitglied werden.

Als förderndes Mitglied setzen Sie ihren Jahresbeitrag selbst fest. Bitte helfen Sie uns, damit wir helfen können.

Kerstin Held
Vorsitzende

Bitte schneiden Sie diesen Coupon aus und schicken ihn an folgende Adresse:

Bundesverband behinderter Pflegekinder e.V.
Kirchstraße 29
26871 Papenburg

oder per Mail an: info@bbpflegekinder.de

Beitrittserklärung

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt als

☐ **Mitglied bzw. als (_____ Euro)**

☐ **Förderer (_____ Euro)**

des Bundesverbandes behinderter Pflegekinder e.V.

Name: _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Telefon: _____

Unterschrift _____

gewünschte Zahlungsweise bitte ankreuzen:

☐ gegen Rechnung an meine Anschrift

☐ Bankeinzug (bitte schicken Sie mir ein Formular für das Lastschriftverfahren zu)

Datum: _____ Unterschrift: _____

Personenbezogene Daten werden gemäß der DSGVO gespeichert und verarbeitet.
Einzelheiten dazu finden Sie auf unserer Homepage www.bbpflegekinder.de unter dem Punkt Datenschutz.

Bitte von Ihrem örtlich zuständigen Jugendamt / Träger ausfüllen lassen:
Bescheinigung zur Vorlage beim Bundesverband behinderter Pflegekinder e.V.

Einverständnis zur Vermittlung eines Pflegekindes

Das Jugendamt / Der Träger: _____

Anschrift: _____

AnsprechpartnerIn: _____

Telefon: _____

Email: _____

ist örtlich für folgende Familie zuständig:

_____

Die Familie ist durch uns überprüft worden und aus unserer Sicht grundsätzlich geeignet, ein Pflegekind mit Behinderung und/oder chronischer Erkrankung aufzunehmen.

_____ _____
Ort, Datum Unterschrift / Stempel

Personenbezogene Daten werden gemäß der DSGVO gespeichert und verarbeitet.
Einzelheiten dazu finden Sie auf unserer Homepage www.bbpflegekinder.de unter dem Punkt Datenschutz.

Ansprechpartner
des Bundesverbandes behinderter Pflegekinder e.V.

Vorstand

Kerstin Held, Vorsitzende
26939 Ovelgönne

Waltraud Timmermann, Stellvertretende Vorsitzende
49479 Ibbenbüren

Sabrina Becker, Kassiererin
57520 Langenbach

Norbert Ungerer, Schriftführerer
91058 Erlangen

Gerhard Schindler, Öffentlichkeitsbeauftragter
72810 Gomaringen

Von links: Gerhard Schindler, Waltraud Timmermann, Kerstin Held, Sabrina Becker, Norbert Ungerer [Foto: Markus Gehring]

Geschäftsstelle und Redaktion

Montag bis Freitag 8.30 - 12.30 Uhr

Kirchstraße 29, 26871 Papenburg, Fax: 0 49 61 / 66 66 21

Rita Leser Tel.: 0 49 61 / 66 52 41, E-Mail: info@bbpflegekinder.de
Heike Nordmann Tel.: 0 49 61 / 66 90 71, E-Mail: vermittlungshilfe@bbpflegekinder.de

Verantwortliche Redakteure

Susanne Docter
Jürgen Rogge
Monika Spitzer

Fachausschüsse

Fachausschuss politische Arbeit
Kerstin Held, Waltraud Timmermann, Frauke Zottmann-Neumeister, Dieter Adam

Fachausschuss Öffentlichkeitsarbeit
Kerstin Held, Gerhard Schindler, Rita Leser, Susanne Docter, Monika Spitzer

Fachausschuss Vermittlungshilfe
Kerstin Held, Waltraud Timmermann, Heike Nordmann, Pia Haarde, Ulrike Ungerer, Jasmin Pump, Ursula Schindler

Fachausschuss öffentliche Gelder und Spenden
Sabrina Becker, Rita Leser

Pinnwand

Mitgliederversammlung des Bundesverbandes behinderter Pflegekinder e.V.

Liebe Mitglieder,

in der letzten *mittendrin* schrieben wir, dass unsere diesjährige Mitgliederversammlung im September im Anschluss an unsere Beratertagung stattfinden soll. Wir haben im Vorstand lange überlegt und diskutiert und sind aufgrund der doch sehr unsicheren Lage und der Tatsache, dass viele unserer Familien zur Risikogruppe gehören, schweren Herzens zu dem Entschluss gekommen, die Septembertagung, die Mitgliederversammlung und somit auch die Vorstandwahlen abzusagen.

Die nächste Mitgliederversammlung und auch die Vorstandswahlen werden also erst nächstes Jahr Pfingsten in Haltern sein. Dieses Jahr werden daher keine Mitgliederversammlung und auch keine Wahlen stattfinden. Der jetzige Vorstand wird bis Pfingsten 2021 im Amt bleiben. Die Beratertagung werden wir im nächsten Jahr nachholen. Der Termin wird frühestmöglich bekanntgegeben.

Wir hoffen, ihr könnt unsere Entscheidung verstehen und mittragen. Wenn dies nicht so ist, gibt es natürlich die Möglichkeit für euch, dem zu widersprechen. Selbstverständlich haben wir unsere Entscheidung mit dem für uns zuständigen Amtsgericht besprochen. Von dieser Seite gibt es keine Einwände.

Ein Gutes hat auch diese Entscheidung: In drei Jahren haben wir unser 40-jähriges Verbandsjubiläum, und es ist gut, in diesem besonderen Jahr dann keine Wahlen zu haben und uns auf das Jubiläum konzentrieren zu können.

Wir hoffen, euch im nächsten Jahr in Haltern zahlreich und vor allem gesund und munter wiederzusehen.

Lieben Gruß
Der Vorstand

BbP ist in Bundesauswahl beim „startsocial"-Wettbewerb

Beim „startsocial"-Wettbewerb hat der Bundesverband behinderter Pflegekinder e.V. eine weitere Stufe erreicht: Nach dem viermonatigen ehrenamtlichen Coaching zur Weiterentwicklung des Verbandes haben wir auch den Schritt in die Bundesauswahl geschafft – gewissermaßen als Auszeichnung, dass unser Coaching besonders erfolgreich war.

„Sie haben die Juroren überzeugt und sind in der startsocial-Bundesauswahl! Herzlichen Glückwunsch!", schreiben uns die Veranstalter vom startsocial-Team. „Sie sind damit eines der 25 Stipendiatenprojekte, die von Bundeskanzlerin Angela Merkel zur Preisverleihung ins Bundeskanzleramt nach Berlin eingeladen werden."

Dort werden sieben der 25 Initiativen mit einem Geldpreis ausgezeichnet, darunter auch der Sonderpreis der Bundeskanzlerin. Allerdings steht der Termin dafür noch nicht fest. Die Preisverleihung war ursprünglich für den 27. Mai geplant, wird nun aber aufgrund der Corona-Krise zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholt.

„Für uns war ja schon das Coaching ein sehr wertvoller Gewinn, der uns in vielen Punkten vorangebracht hat", sagt BbP-Vorsitzende Kerstin Held dazu. „Umso schöner, dass dieses Vorankommen nun auch noch honoriert wird – das ist eine großartige Nebenwirkung."

Wer sonst noch zu den 25 ausgezeichneten Initiativen gehört, kann man auf der Seite von startsocial nachlesen.

Umfrage zu Vermittlungen

Liebe Pflegeeltern von Pflegekindern mit Behinderung oder chronischen Erkrankungen,

Ihre Hilfe und Expertise ist gefragt!

Mein Name ist Liza Windus, und im Rahmen meines Heilpädagogik-Studiums an der Medical School Berlin schreibe ich meine Bachelorarbeit zum Thema „Vermittlung von Kindern mit Behinderung in Pflegefamilien".

Ich würde gerne von Ihnen wissen, wie Sie jeweils den Vermittlungsprozess erlebt haben und wo Sie vielleicht Verbesserungsbedarf sehen.

Die Ergebnisse meiner Befragung sollen sowohl zukünftige Pflegeeltern als auch Fachkräfte beim Vermittlungsprozess unterstützen. Die Befragung ist anonym und nimmt nur fünf Minuten Ihrer Zeit in Anspruch.

Wenn Sie mehrere Pflegekinder mit Behinderung haben oder hatten, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die Umfrage mehrfach und für jedes Ihrer Pflegekinder individuell ausfüllen.

Ich danke Ihnen ganz herzlich für Ihre Unterstützung.

Die Umfrage finden Sie hier:
https://ww3.unipark.de/uc/Pflegekinder/

gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend